Trutz und Treue



Trutz und Treue



Arthur Adler

Trutz und Treue

Frontschicksale

Mit Textzeichnungen
von Döbrich-Steglitz

Verlag Edwin Braun, Eschwege
1937

Printed in Germany

Druck und Einband von J. G. Oncken Nachf., Kassel

Eures Lebens lodernde Flammen
sanken zusammen!
Doch aus dem Feuer stieg
groß und mahnend
— Herrliches ahnend —
unser Sieg!

Inhaltsverzeichnis



Ausmarsch

Viele Jahre liegen hinter uns, seit jener Schicksalstag über uns hereinbrach, mit dem eine Umgestaltung aller Dinge anhob. Jener Tag, der uns aus dem gleichgültigen Trott unsres Seins riß und in den wirbelnden Feuerofen stürzte, dessen Flammen uns heute noch zuckend umlodern. Seit jenem Tage wurde unser Blut mit hohen Spannungen kräftezeugend durchs Adernetz unsres Körpers gejagt, schlaffe Nerven wurden stahldrahthart, und unsre müde gewordenen Augen schärften sich im rasenden Wechsel jener Bilder, die sich unauslöschlich in unser Hirn brannten, weil Blut und Eisen sie uns einprägten.

Deutsches Volk, der Wendetag deines Schicksals ist der 1. August 1914!

Seit Wochen lag das unruhige Fieber der lähmenden Ungewißheit über uns. Unser schärfer lauschendes Ohr vernahm das feine Knistern im morschen Gebälk einer altgewordenen Welt, vor unseren Augen zerrissen die Sehnen und Bänder des politischen Gefüges eines ganzen Erdteils; wir spürten, wie Ungeheures sich uns entgegenwälzte, und wußten doch nicht, was es bringt. Bis in den Nachmittagsstunden dieses Tages uns von allen Mauerecken ein Wort entgegenspringt: M o b i l m a c h u n g!

Es ist, als müsse uns das Blut im Leibe frieren, mitten im hohen Sommer. Aber dann springt unser Blut mit gedoppelter Kraft. Alle Hemmnisse fallen, klar liegt der gerade Weg vor uns im hellen Sonnenschein und ruft uns jauchzend in die helle Bahn.

Goldene Blumen blühen am Wege. Rote Rosen verschenken ihre Pracht. Zum letzten Male strömt warme weiche Liebe hemmungslos über uns. Dann wirbelt das malmende Rad der Welt in sausendem Schwung.

„Das Regiment rückt aus!"

Der Ruf springt durch die Gassen. Eine ganze Stadt erlebt diese Stunde mit dem Bewußtsein: Dort schreitet dein Schicksal, Deutschland! Dichte, schwarze Mauern säumen den Weg, kaum, daß die Straßen frei gehalten werden können.

Fahnen blähen sich im Winde, schlingen ihr leuchtendes Band zur unendlichen Kette. Marschmusik schrillt auf, freudig, als spüre sie die Nähe der Schlacht. Siegesschleier wehen über unsrer geweihten Schar. Die letzten Sonnenstrahlen des Tages küssen die goldenen Spitzen der Bataillonsfahnen. Über unsre Stirnen geht ein heiliger Schauer. Unser Herz möchte aufschreien in seliger Qual, aber die stummen Lippen formen nur den einen Gruß, der wie stählerner Schwur ist:

Treu leben! Todtrotzend kämpfen! Lachend sterben!

Lachend sterben, wenn morgen schon die müde Sonne in den Waldschluchten vor Lüttich die vielen Todesscheitel küssen wird?

Und da geschieht's!

Der brausende Jubel bricht mit einem Male jäh ab. Die

wehenden Schleier sinken. Weher Schmerz greift in tausend Brüste und stillt die jauchzende Lust mit knöcherner Hand.

Dort, neben dem Flügelmann der dritten Kompanie schreitet auf einmal eine alte Frau, Arm in Arm mit ihm verbunden.

Eine einsame Frau im Greisenhaar. Eine Mutter. In ihr geht Mutter Deutschland jetzt mit Millionen Söhnen, Millionen Mütter schreiten neben uns her.

Die Musik reißt ab, hart, schrill, wie mähender Sensenschnitt. Die Sonne versinkt, die goldenen Blumen am Wege neigen im Schatten ihre Köpfe. Nur die roten Rosen leuchten mit dunklen Farben, rot wie Blut. ...

Ein Schluchzen geht durch die schweigende schwarze Mauer am Wege. Nur unser Marschschritt klirrt unerbittlich weiter in gleichförmigem Takt dem unabwendbaren Schicksal entgegen. Und aus unsrer gepreßten Brust bricht mit einem Male der trotzige Aufschrei:

Deutschland, Deutschland über alles!



Die Windmühlenhöhe

Brennheiß steht die Sonne über diesem letzten Augusttag des Jahres 1914. Noch rollt der Sichelwagen des Kriegsgottes über die weitgespannte Pikardie, aber seine Räder verlangsamen doch ihren Lauf, denn da vorn in den ebenen Niederungen der Oise stemmt die linke Flügelgruppe der französischen Armee ihre Hacken tief in die Erde, um nicht noch weiter zurückgeworfen zu werden. Von Klucks feldgrauer Klammer eisern gepackt, kämpft die 5. französische Armee um Leben und Ehre.

Unser Stoß geht von Ribemont auf La Fère und zielt mit scharfer Spitze in die Genickbänder der französischen Stellung. Mit schweißverklebten Gesichtern liegen wir in den Rübenfeldern um Dorf Grugie und senden unsre letzten Schüsse auf die gegenüberliegenden Höhenzüge, von denen der Feind nicht weichen will.

Langsam schläft der Kampf ein, denn die Dämmerung hängt schon ihre blaßgrauen Schleier über das Tal, und die schmale Sichel des Mondes tritt immer schärfer aus dem dunkler und dunkler werdenden Himmel hervor. Die schlanken Schlote der Zuckerfabrik zu unsrer Linken aber ragen wie dunkle Wegweiser in die Schatten der Nacht. Wir sammeln uns hinter den massigen Mauern, essen

hastig und strecken uns zum Schlafe hin. Ferner, wütender Gefechtslärm begleitet uns in den Schlummer.

Ein harter Ruf reißt uns aus dem ersten, tiefen Schlaf.

„Zweite Gruppe vom 1. Zuge?“

Und dann noch einmal: „Unteroffizier Willmann!“

Langsam rappelt sich der Korporal zwischen unsren Beinen hoch.

„Herr Leutnant?“

„Ihre Gruppe muß sofort auf Vorposten! Die Mühlenhöhe nördlich von diesem Dorfe ist unbesetzt. Lassen Sie gleich antreten, ich stelle selbst die Wachen aus.“

Wir tappen durch die stillen Straßen des Dorfes und noch wenige hundert Meter weiter zu der Höhe, die sich schwach aus der Niederung erhebt. Sie heißt die Windmühlenhöhe, obwohl keine Mühle mehr zu sehen ist. Auf der Höhe breitet sich ein großer Garten aus, ein hölzerner Zaun umschließt in der einen Ecke eine Gruppe mächtiger Kastanienbäume, und dicht dabei steht das einfache Bauernhaus und schmiegt sein Dach unter den Blätterschutz der Bäume.

Leutnant Reutte stellt die Posten aus und gibt die Anweisungen. Dann treten wir in das Haus ein. Mitten in der Stube steht ein eisgrauer Alter und bemüht sich, ein Kerzenstümpfchen anzuzünden. Der Leutnant begrüßt ihn freundlich: „Bon soir, mon vieux. Keine Umstände, wir bleiben nur für die eine Nacht!“

Auf unsre Bitte hin stellt er uns einen Krug auf den Tisch, und während er noch einige Gläser herbeiholt, richten wir schon auf der Erde unser einfaches Nachtlager her, um schnell zur Ruhe zu kommen. Die Nacht ist still, die Front

scheint eingeschlafen. Nur fernes Wagengerassel deutet auf lebhaften Verkehr hinter den französischen Linien. Vor uns fällt kein Schuß.

Der grauende Tag reibt sich den Schlaf aus den Augen und webt auf den Wiesen im Talgelände vor uns dichte weiße Schleier. Nur unsre Höhe liegt frei wie eine Insel über dem wogenden Nebelmeer. Im Laube erwachen die Vögel und zwitschern von den Ästen und Steinpfeilern des Gartenzaunes und lassen sich durch das Kettengerassel am Ziehbrunnen nicht stören.

Von rückwärts klappt ein Pferd heran, man hört auf der Straße das Tappen der Hufe und ab und zu das Janken des ledernen Sattels. Eine gedämpfte Stimme ruft: „Hallo!“

Unteroffizier Willmann antwortet und geht in Richtung des Rufes. Gleich darauf taucht er neben einem Offizier wieder auf und nähert sich unsrer Gruppe, die mit dem Leutnant von der Höhe in das wallende Nebelmeer schaut.

Der Leutnant wendet sich, erkennt den älteren Kameraden und geht ihm einige Schritte entgegen. Der andere legt die Hand an den Helm: „Major von Viersen. Gu'n Morgen, Herr Leutnant. Ist dies die Mühlenhöhe de Tout Vent?“

„Jawohl, Herr Major. So ist sie auf der Karte bezeichnet. Sie bildet die Abschnittsgrenze zwischen dem 7. und dem 9. Korps der 1. Armee.“

„Danke, Herr Leutnant. Ich bin informiert. Ich komme in einer ganz persönlichen Angelegenheit, weil ich an dieser

Höhe ein besonders großes Interesse habe und es dem Schicksal danke, daß es mich hierher geführt hat."

Der Major ließ sich auf der Gartenbank nieder und bat den Leutnant neben sich. Er entnahm seiner Brusttasche ein altes vergilbtes Papier. „Sehen Sie, diese Höhe ist für mich ein heiliger Ort. Hier schlug vor nahezu 44 Jahren, am 19. Januar 1871, eine deutsche Armee unter General



Göben in beißender Winterkälte die französische Nord-armee in blutigem Kampfe. Von dort her eröffnete unsre 31. Brigade die Schlacht; viermal stürmten die 69er über das blanke Feld gegen das Dorf Grugie, viermal wurden sie zurückgeschlagen, bis endlich die 29er die Zuckerfabrik eroberten. Dann stand der Kampf lange auf des Messers Schneide, und um Mittag warf ein wuchtiger Gegen-stoß der Franzosen unsre Braven bis Essigny zurück.

Der Schnee wirbelte nadelscharfe Eiskristalle den Kämp-fern ins Gesicht, kaum vermochten die frostverklammten

Finger das Gewehr zu halten, da trieb das gellende Sturmsignal die müden Kämpfer zum fünften Male über das weiße Feld vor. Damals befehligte mein Vater eine Kompanie; mit gezogenem Degen stürmte er gegen diese Höhe, die vom 22. französischen Korps als Schlüsselstellung wütend verteidigt wurde. Nur schrittweise kamen die mutigen Stürmer vor, und erst, als General Göben seine letzten Reserven einsetzte, gelang es, dem Feinde die schwer umkämpfte Höhe zu entreißen.

Hier war es, wo meinen Vater die tödliche Kugel traf. Sie zerschmetterte seinen erhobenen Degen und fuhr ihm in die Brust. Auf dieser Höhe haben sie ihm das Grab gegraben. Seine Kameraden haben die Stelle aufgezeichnet. Hier ist das Blatt, das ich als kostbares Gut aufbewahrt habe. Ich habe meinen Vater nie gesehen. Wenige Tage nach seinem Tode wurde ich geboren."

Eine Weile schwieg der fremde Major. Eine seltsame Stille lag unter den hohen Bäumen des Gartens, dessen zahlreiche niedrige Blütenstauden einen starken Duft verströmten.

„Dieses Bild" — fuhr dann der Major fort — „zeigt die Anlagen auf dieser Höhe, wie es vor 44 Jahren war. Dieses Kreuz deutet die Mühle an, hier ist der Steinpfad, der zur Treppe führt. Damals waren die Kastanien noch jung; in der Skizze sind vier Bäume eingezeichnet. Jetzt stehen nur noch drei. Unter diesen Bäumen ist das Grab."

Die beiden Offiziere erhoben sich und schritten auf die Baumgruppe zu. Der Major hatte den Helm abgenommen, seine Augen wanderten im Kreise, als suchten sie die heilige Stätte, von der keine Spur mehr zu künden schien. Der

Platz unter den Bäumen war völlig eingeebnet, der Boden festgestampft und ohne jede Bearbeitung geblieben, wohl weil der dichte Blätterstand der Bäume das Wachstum der Pflanzen zu sehr beeinträchtigt hatte. Enttäuscht barg der Major das Blatt in seiner Brieftasche. Da rückte unser Leutnant den Kopf:

„Herr Major, da fällt mir eben ein, es sind ja noch Bewohner hier."

„Unteroffizier Willmann," wandte sich der Leutnant uns zu, „holen Sie doch mal den Alten herauf!"

Nach einer Weile erschien der Bauer. Er war freundlich wie am Abend zuvor und reichte ohne Umstände dem Major die schwielige Hand zum Gruß.

Leutnant Reutte fragte ihn nach den Ereignissen von damals und ermunterte ihn zum Erzählen. Der Alte wußte noch allerlei und begleitete seine Erzählung mit lebhaften Gesten.

„Les prussiens, ils viennent d'attaquer alors de là, damals kamen sie von der Seite, oh, diese prussiens!"

„Damals war hier die Schlacht, mein Alter?"

„Oh, oui, m'ssieurs, le général Faidherbe hat sie geliefert, mais en vain, ganz vergebens. Aber viele Tote!" Er zählte an den Fingern auf „ein — zwei — drei — vier — fünf mille Tote und Blessierte. Und alles kaputt, Grugie kaputt, die sucrerie kaputt, die Mühle kaputt. Damals hier die Mühle de tout vent. Viele Soldaten hier, viele officiers. Ich da unten im Keller, ich kein Soldat, ich immer krank, toujours malade."

Der Leutnant unterbrach ihn: „Wurde nicht unter diesen Bäumen ein deutscher Offizier begraben?"

Der Bauer kraulte sich die Haare, als müsse er sich besinnen, und sah dann von unten herauf die beiden Offiziere an, als fürchte er sich, die Wahrheit zu bekennen. Der Leutnant klopfte ihm zutraulich auf die Schulter. „Keine Angst, mein Alter!“

„Ein officier, ich weiß nicht. Aber ein Grab, ja, hier; ja, wo war es doch? Dort, nein! Vielleicht dort, m'ssieurs, ich glaube, dort wird es gewesen sein.“ Und dann wie zur Entschuldigung: „Sie verstehen, nach jenem Kriege wurde das alles bald vergessen. Wer wollte daran erinnert sein, an die Schande der Mutter Frankreich ...!“

So standen wir nun vor dem Fleckchen Erde, in welchem ein deutscher Offizier nach 44 Jahren das Grab seines Vaters findet, den er nie gekannt hat, und von dessen Ruhm und Ende nur ein vergilbtes Stückchen Papier kündet, das auf dem zitternden Herzen seines Sohnes ruht.

Drunten im Tale fiel ein Schuß. Der eiserne Kriegsgott war wieder erwacht und schüttelte die Lose des Krieges erneut in seinem Becher. Der Schuß riß uns aus unserem nachdenklichen Sinnen zurück in die Gegenwart. Unteroffizier Willmann nahm Haltung an: „Wenn Herr Major wünschen, wir werden das Grab sicher noch finden.“ Und ehe der Offizier noch Antwort genickt, hatten sich schon einige Mann der Gruppe daran gemacht und hoben behutsam die Erdschicht unter den Bäumen auf.

Der Alte, der noch immer neben uns stand, warf einen besorgten Blick in die Runde. Schneller und schneller hob sich der Nebel und strich über unsre Höhe; ab und zu schon wurde die Sicht frei, eine herrliche Fernsicht hinüber zum Tal der Somme. Noch war es still auf den Höhenzügen

vor uns; nur einzelne ferne Kanonenschüsse kündeten an, daß sich der Wagen des Kriegsgottes wieder in Bewegung setzte.

Bei jedem Schuß zuckte der Alte zusammen, und plötzlich hatte er es eilig und trippelte über die Steinfliesen des Gartenweges hinab zu seinem Häuschen.

Schicht um Schicht hoben wir die Erde unter den Bäumen auf. Es war keine leichte Arbeit, zwischen dem Wurzelwerk der Bäume durchzudringen. Aber das Gefühl, hier einen willkommenen Liebesdienst erweisen zu können, machte die Mühe leicht und ließ uns auch die Gefahr nicht achten, auf die der Leutnant nun besorgt hinwies.

„Wir stehen hier auf dem Präsentierteller. Der Nebel ist verschwunden!"

Ein heller Ruf Willmanns war die Antwort.

„Hier ist das Grab!"

Ein paar vermorschte Bretter kamen zum Vorschein. Und bald darauf lag das Grab frei vor unsern Blicken. Noch war einiges erhalten. Reste des schwarzen Tuchmantels, die Knöpfe, ein verschimmelter hoher Lederhelm mit brüchigen Beschlägen und auf dem Skelett ein zerbrochener Degen mit abgeschlagenem Griff, der seitwärts neben den Toten gerollt war.

„Gebt mir den Degen her!" klang ernst des Majors Stimme.

Wie der Major sich bückt und die Bruchstücke der Waffe an sich nimmt, pfeifen ein paar Schüsse über die Höhe, eine Kugel schlägt klatschend an einen Steinpfeiler des Gartens.

„Schließt das Grab wieder!" befahl der Major.

Neue Geschoßgarben trieben uns zur Eile.

Da geschah das Unfaßbare.

Während die Kameraden kniend die Erde sorgsam auf den toten Schläfer decken, sinkt der Major mit einem kurzen Wehruf plötzlich in die Knie, als wolle er einen letzten Gruß hinabrufen zu dem Toten, als wolle er sein Angesicht ganz nahe herniederbeugen zu dem, der es lebend nicht schauen konnte.

Aber die Hände, die den hingesunkenen Körper stützen, werden mit einem Male schwach, ein Blutstrahl dringt unter dem Rock hervor —

„O Gott, der Major!“ schreit einer auf.

„Der Major ist getroffen!“

Da streckt sich die lange Gestalt neben dem offenen Grabe, die Degenstücke poltern hinab, ein Zucken noch — —

Der Leutnant kniet neben dem Offizier, reißt ihm den Rock auf. Zu spät! Das Herz schlägt nicht mehr. Wir stehen gelähmt, entsetzt von der Tücke des Schicksals. Dann nimmt ihm unser Leutnant die Wertsachen ab, auch die Brieftasche mit dem vergilbten Blatt und der Fotografie einer Greisin.

„Seine Mutter!“

Während wir das Doppelgrab bereiten, hat Leutnant Reutte eine lange Unterredung mit dem Alten, den wir aus dem Keller heraufgeholt haben. Als dieser das Unfaßbare begreift, stehen ihm die Tränen in den Augen, und er murmelt: „Das Grab wird uns heilig sein, mon lieutenant!“

Zwei Weihnachten

Knochenhart sind unsre Grabenwände gefroren. Seit einigen Tagen fegen eiskalte Winde über das flache Land, ab und zu glitzern winzigfeine Schneekristalle in der Luft. Uns ist es lieber als Schlamm und Regen. In unsern Unterständen liegt eine dicke Strohschicht als wärmende Unterlage, kleine Kanonenöfchen sind eingebaut und geben sich Mühe, uns außer viel Rauch auch ein wenig Wärme zu spenden. Auf alle Fälle kann man Kaffee und Essen aufwärmen, und das allein genügt schon, in uns frohe Stimmung zu erzeugen.

Am gemütlichsten ist's aber in unsrer „Küche". Einen besonders geräumigen, hohen Unterstand haben wir so getauft. Dort steht ein größerer Ofen, ringsum von Bänken umgeben; an der Wand hängen einige Bilder, und es ist dort so gemütlich, daß sich allabendlich alles, was nur irgendwie dienstfrei ist, dort versammelt und ein paar frohe Plauderstündchen begeht. Der Franzmann ist artig, er stört unsern Frieden nicht.

7 Uhr 30 abends. Ich blicke auf die Uhr. Naja, nur noch eine halbe Stunde Grabendienst. Einmal noch die Runde im Graben, vom linken Flügel bis zum rechten, dann hinaus zu den Horchposten und in die beiden Waldspitzen, wo

je drei Mann stehen, dann ist meine Zeit um. Die Füße sind kalt und die Ohren auch. Hoffentlich haben sie in der „Küche“ einen warmen Schluck!

Um 8 Uhr löst mich der kleine Huwe ab. Weiß mir auch das Neuste zu erzählen: „Denk mal, Werth ist wieder da, unser lieber Werth!“



„Donnerwetter, so schnell! Der wurde doch gerade Heiligabend verwundet! Schon ausgeheilt?“

„Ziemlich. Aber wirst ja selber gleich sehen!“ Der kleine Huwe nimmt sich schnell noch Feuer von meiner Zigarette, dann stapft er in den Graben.

Ich finde sie alle in der „Küche“. Hotho und Kirchgäßner, Reutte, Reimann, Döhn, Bill Bode, Heistermann und mitten unter ihnen unsern lieben Freund Werth. Die Becher kreisen, und die Freude ist groß. Lachen und Fröh-

lichkeit gehen durch den Raum. Bis endlich unser Freund Werth meint: „Aber nun muß ich euch noch 'ne Sache erzählen, die so merkwürdig ist, daß ihr sie mir wohl kaum glauben werdet. Und doch ist sie völlig wahr. Hört mal zu!

Ich muß allerdings um ein Jahr zurückgreifen, auf das Weihnachtsfest 1913. Damals war ich aus Berufsgründen im Auslande. Für mich, der ich gewohnt bin, das Fest in trauter Familiengemeinschaft zu verbringen, war das doppelt schmerzlich, zumal ich nur fremde Gesichter um mich hatte, Menschen aller Nationen, denn ich verbrachte die Weihnachtstage unter den Kurgästen der „Villa Johanna" in der Praviganerstraße zu Davos. Nur einem Menschen hatte ich mich etwas näher angeschlossen, einem Belgier, Krein Bennik, der mir dann auch den Vorschlag machte, am Weihnachtstage eine Besteigung des Scalettagletschers vorzunehmen. Die andern Gäste runzelten die Stirn, rieten ab, aber wir beide waren jung und unbekümmert und ließen uns nicht abhalten.

Am 2. Festtage früh verließen wir Davos. Wir wanderten durchs Dischnatal zur Gletschermoräne, stiegen über das Steingeröll von Quarz und Granit und das grüne Eis des Gletschers hinüber zum Scalettapaß und standen endlich in ziemlich 3000 Meter Höhe und sahen hinüber ins herrliche Engadin und auf die wundervolle Bergwelt Graubündens.

Bis dahin war unser Tag zwar anstrengend, doch glücklich verlaufen. Um so schlimmer war der nun folgende Irrtum, anstatt ins Kühalptal hinab zur Val Fontauna zu steigen! Die Fontauna liegt nämlich in einem großen Gebirgskessel, der keinen Ausweg hat. Es blieb uns nichts

anderes übrig, als wieder zurückzusteigen. Unsre Uhr zeigte bereits 4.30. Die Sonne vergoldete nur noch die obersten Bergspitzen, bald mußte die Nacht kommen. Und sie kam schneller, als wir wünschten!

Ein Blick zum Himmel belehrte mich, daß gottlob kein Schnee, kein Sturm zu erwarten sei. Um die 600 Meter aufwärts zu klettern, brauchten wir eine Stunde, und doch keuchten unsre Lungen wie Blasebälge, und vor Erschöpfung stürzte Krein Bennik mehrere Male hin.

Wir faßten unsre Hände — zwei Wandergenossen, vom Heerweg versprengt! — und rangen uns aufwärts. Einige Meter unter mir leuchteten plötzlich die Raveig-Seen mit spiegelblankgewehter Eisfläche auf. Zum Donner, wo sind wir denn nun? Hatten wir uns verstiegen? Verirrt? In 3000 Meter Höhe? Zur Nacht! Im Hochwinter!

Dies Eingeständnis drohte uns zu vernichten. »Ich bin ja so müde!« quält Bennik und droht umzusinken.

Wir sind seit 14 Stunden auf den Beinen in anstrengender Hochtour. Durst brennt wie heißes Feuer, wir schieben ein Stückchen Eis nach dem anderen in den Mund. Inzwischen ist es 7 Uhr geworden. Nur der Schnee und die Sterne leuchten uns. Besonders zu unsrer Linken breitet sich ein großes Schneefeld aus. Indem wir es am Rande zu umgehen versuchen, tritt Krein ein Schneebrett ab, kommt ins Rutschen und gleich darauf auch ich. In sausender Fahrt, kopfüber, stürzen wir die endlos lange Fläche hinunter. Mechanisch versuchen meine Arme und Beine irgendwo einen Halt zu bekommen. Ich stoße, trete, rudere mit Händen und Füßen, und wahrhaftig, endlich findet meine gräßliche Fahrt über das spiegelglatte, hartgefrorene

Schneefeld ein Ende. Ich liege fest, und mir schwinden die Sinne.

Es dauert lange, bis sich endlich meine Gedanken wieder zusammenfinden. Wo ist Bennik? Ich leuchte mit Streichhölzern, rufe ihn heran. Auch er hat außer der zerrissenen Bekleidung keine Verletzung. Nur Hautschrammen im Gesicht, an den Händen. Aber wir sind restlos erschöpft. Dicht umklammert, die Körper fest aneinandergepreßt, liegen wir; wir möchten schlafen und dürfen doch nicht. Es gäbe ja kein Erwachen mehr.

Über uns flimmern die Sterne so nah wie die Lichter des Weihnachtsbaumes, so greifbar nahe, als wollten sie uns mit ihrem Lichte wärmen, als schwebten sie näher und näher auf uns zu, um uns heimzuholen in das Land, wo es keine Mühen und Irrwege gibt.

»Auf, Bennik!« — »Hören Sie, da rauscht doch Wasser!«

Sind's unsre erregten Sinne, ist's Wirklichkeit? Wo Wasser ist, muß auch ein Ausweg für uns sein! Wir suchen, wir finden das Wasser, wir quälen uns durch schneeverwehte Felder, durch Latschengestrüpp, wir kommen heim, grad, als man eine Rettungsexpedition auf unsre Spur setzt.

Und nun ein Jahr später, Weihnachten 1914!

Ihr wißt, unsre ersten Weihnachten im Felde! Bei uns schwiegen ja die Geschütze, als wollten sie den heiligen Frieden dieser ewigen Stunde der Lichtgeburt nicht stören. Der Belgier aber trat doch kurz vor Mitternacht an alle Rohre und riß uns aus allen heimlichen, liederdurchklungenen Träumen raus in die nassen Gräben.

Ihr wißt ja alles noch so gut wie ich, den Feuerüberfall, den Angriff. Dicht vor unserm Drahtverhau blieb der feindliche Angriff hängen. Ich weiß davon nicht viel, weil mich der Splitter niederriß. Ihr aber habt ja selber doch geholfen, eine Anzahl verwundeter Belgier reinzuholen, darunter auch zwei Offiziere. Mich weckte erst ein sanftes Schaukeln auf der Straße aus meiner Bewußtlosigkeit; ich spürte den harten Steinschlag unter den Rädern des Transportautos, dann fiel ich wieder in Ohnmacht.

Ich erwache zum zweiten Male. Gute Menschen trugen mich in eine hohe Stube; ich sehe lange Bettreihen, überstrahlt von einem hell erleuchteten Lichterbaum. Ach so, Weihnachten! Und durch mein fieberndes Hirn zucken die Bilder vom letzten Weihnachtserleben dort in der Schweiz, in der Mitternacht am Scaletta, mit Krein Bennik, dem Belgier ...

Ich sehe die Sterne, die nahen, höre das Rauschen der Gletschermilch, spüre wieder den brennenden Durst, meine Füße wanken, rutschen über spiegelglatte Schneefläche ...

»Halt mich, Bennik! Halte!«

»So, nun müssen wir uns fest aneinanderpressen und wärmen, sonst holen uns die Sterne —

»Krein, du schläfst ja! Wach doch auf, Krein!«

»Ich schlafe ja nicht, bin ja bei dir!« tönt da eine Stimme an mein Ohr, eine Stimme — Herrgott, die kennst du doch!

Die Stimme reißt mich aus aller Qual, und ich öffne die Augen. Da sitzt einer an meinem Bette, hält mir die Hände. — Ja, Kameraden, es ist so! Da sitzt Krein Bennik,

den Arm in der Binde, an meinem Bette und redet mir gut zu.

Ich kann aus dem Staunen nicht raus, glaube, noch immer zu träumen. Sehe ihn lange an, sehe seinen verbundenen Arm.

»Hast du dir das auf dem Schneefeld geholt?« frage ich.

»Nein,« lacht er, »aber vor eurem Graben in der Heiligen Nacht, und deine Kameraden haben mich dann reingeholt.«"

Priesterwald

Es ist Frühling geworden. Die Bäume schmücken sich mit Maien, und die Hecken stecken sich die ersten zarten Blüten an die Brust. Nur uns will das Herz nicht froh werden; denn der Feind rennt wie ein wilder Stier gegen unsre Gräben. Die Natur feiert Auferstehung, aber uns ist das Sterben näher und scheint Erlösung aus tausendfacher Qual. Der zähe Grabenschlamm peinigt uns, Regenwasser quält unsre Leiber, Granatwirbel und Minenüberfälle stürzen aus dem Himmel malmend auf uns hernieder. Manchmal zerreißt eine Sprengung die Erde unter unsern Füßen.

Tausend schwere Hämmer pochen unaufhörlich auf uns herab, reißen Löcher — groß wie Häuser — in die zerfallenen Gräben, die uns kaum noch Schutz bieten.

Tausend schwere Hämmer zerschmettern den Wald, an dessen Rand wir liegen und der den Namen der Gottesstreiter trägt.

Tausend teuflische Fäuste zermalmen die Erde Gottes und wühlen das Werk seiner Hände um zu einer pockennarbigen Brutstätte satanischer Gelüste.

Ächzen und Stöhnen geht durch den Wald der Priester. Krachend schlagen vielhundertjährige Bäume im feurigen

Eisenorkan der Schlacht zu Boden. Manchmal kriechen wir darunter und suchen Schutz unter ihren grauen, zerfetzten Leibern.

Tausend schwere Hämmer zerfleischen die fruchtbare Erde. Erdiger Duft mischt sich mit dem Qualm und Rauch,



den die Geschütze ausstoßen, und legt sich dann breit und schwer auf die Hafergarben, die ungedroschen auf dem Acker vor dem Walde faulen.

Die Teufel der Hölle und die Titanen der Tiefe sind erwacht und schütteln sich den Schlaf aus den Augen, üben die Muskeln, gröhlen, brüllen und spielen Ball mit den Zentnereisenlasten. Zielen nach uns kleinen Menschlein in den Grabenresten, unter den schützenden Baumleibern.

Jabbernd, mit Huhlen und Heulen kommen die Geschosse herangewuchtet und fallen mit nervenzerrüttendem Krach in den Graben. Knall, Qualm, Rauch!

Wir beißen die Zähne zusammen, ducken uns hinter Schulterwehren, springen um Grabenecken, schmiegen uns unters Stammholz, springen wieder hoch und spähen nach dem Feind, bis uns der Ruf „Achtung! Mine!“ wieder in den Grabenschlund hinuntertreibt.

Die Mächte der Hölle und die Riesen der Nacht im Kampfe mit uns Menschen.

Eine Jagd mit dem Tode und eine Hetze um das bißchen Leben! Und immer wieder dazwischen der sausende Hammerschlag im Tausendvierteltakt!

Unteroffizier Willmann hat Grabendienst. Springt von Posten zu Posten, immer ein Auge in der Luft, ob nicht gerade eine Mine heruntertrudelt.

Eben fällt er in ein Loch, in dem der junge Pinktrine Wache hält. Willmann sieht auf die Uhr. Der Zeiger zeigt die vierte Nachmittagsstunde. „Glück zu! Jetzt werden Sie abgelöst. Wer ist an der Reihe?“

Der junge Prinktrine wehrt ab: „Wehrmann Leithäuser. Sagen Sie ihm, er soll im Stollen bleiben. Ich will noch ein Weilchen hierbleiben!“

Willmann streift mit einem kurzen Blick das schmale, spitze Gesicht des jungen Menschen. Dann springt er weiter. Die neuen Posten nehmen ihre Stellungen ein, rechts und links in Rufnähe und Sichtweite von Prinktrine, der nicht vom Platze weicht.

„Achtung! Mine!“ Ein gräßliches Brüllen, als platze die Erde auseinander, eine glutheiße Welle reißt uns

nieder, siedender Dampf preßt unsre Lungen, rollender Donner schüttert unter unsern Leibern hin.

„Das war eine ganz Schwere!“

Wir stieren uns aus grauen Gesichtern an, in denen nichts Menschliches mehr ist. Einer fehlt.

„Wo ist Prinktrine?“ — „Prinktrine!“ — „Prink—triii—ne!“

„Hiiilfe — — fe!“

Da liegt er und zeigt uns die Fetzen, die einst seine Beine waren. Aus dem nahen kleinen Stollen klingt ein Schrei der Qual. Der Wunde hört ihn, winkt mit der Hand und lächelt den alten Leithäuser an, der zu ihm hingekrochen ist. Legt seine Hand in die des Alten und spricht: „Ich habe ja keine Frau und — —“

Aber da schauern schon die Todesschmerzen über seinen zerrissenen Leib, und seine Seele schwebt hinauf in die Halle der Sieger.

Über Tote und Verwundete steigt der Feldwebelleutnant durch den Graben, springt durch die Löcher und schiebt sich über eingeworfene Schulterwehren. Von einem Posten zum andern. Bei einem hält er an. „Haben Sie Feuer?“

„Hier, Herr Leutnant!“

„Danke. Da, nehmen Sie auch eine! Mit der Zigarette erträgt sich das leichter.“

Die Riesen ärgert das Wort. Eine der dicksten Minen werfen sie herüber.

„Achtung!“ schreit der Posten.

Sie ducken sich beide, Leutnant und Rekrut, an die schmale Wand. Über sie hin braust ein dröhnendes Echo und begräbt sie beide unter der stürzenden Erdlawine.

Sie hocken noch beide nebeneinander, Leutnant und Rekrut, als man sie eiligst ausgräbt, beide noch mit der Zigarette im Munde. Aber sie ist längst erkaltet, und ihre Hand wird sie nie wieder entzünden.

„Verdammt, da muß einer ja tausend Augen haben!“ flucht Humburg. Er ist der Größte in unsrer Kompanie und der stärkste Mann dazu. Wirft sich spielend die Zweizentnerminen beim Tragedienst auf die Schulter, wie daheim die schweren Kornsäcke.

Rum — rum — rum — rum schreien die Riesen und schleudern neue Lasten herüber.

Tausend Augen! Und hat doch jeder nur zwei!

Und diese zwei löscht ein heißer Minensplitter dem Humburg mit einem sirrenden Schnitt aus, daß er brüllend in einer Ecke niedersinkt.

„Das ist der dreiundzwanzigste heute,“ ruft der Offizier vom Grabendienst dem Unteroffizier Willmann zu; da reißt ihm ein Knall den Satz vom Munde. Ein winziges Stück Eisen, stecknadelkopfgroß, ist ihm mitten in die Schläfe gegangen und wirft den Mann um.

Längelang liegt er im Graben, und der Unteroffizier eilt weiter und meldet dem Kompanieführer den vierundzwanzigsten.

„Arme Kompanie!“ stöhnt der Hauptmann. „Heute ist Himmelfahrt!“

Da wankt und dröhnt die Erde, ein Schauer geht durch den heiligen Leib, Holz knistert, zerkracht knallend, Lehmwände neigen sich und ersticken den mehrstimmigen Aufschrei. Beißender Rauch schlängelt sich aus dem Spreng-

trichter, und dann ist's still, totenstill in diesem Grabenstück.

Der Kommandeur auf dem Gefechtsstand greift zum Hörer.

„Fünfte Kompanie? — Hallo! Fünfte Kompanie! — Zum Donnerwetter, warum meldet sich die Fünfte denn nicht? — Hallo?“

Schweigen! — Wohl hat der Telefonist im verschütteten Unterstand der Fünften den Hörer noch am Ohr. Aber aus dem Jenseits führt keine Verbindung mehr zum Gefechtsstand des Kommandeurs im Priesterwald.

Trägertrupp an der Somme

Sommer 1916. Wie ein gemartertes wundes Tier stöhnt die Sommefront von Bapaume bis hinab zum Straßenstern von Chaulnes unter den Kettenschlachten, die unaufhörlich über sie hinwegbrausen. Jede einzelne Schlacht, fiebererhitzt und von Gaskrämpfen geschüttelt, wird bis zum Weißbluten durchgefochten. Der Deutsche hat es schwerer als seine verbündeten Feinde, denn noch schwärt die Wunde von Verdun, wühlt jetzt gerade das Russenschwert tief im Nacken der Österreicher. Deshalb wächst den Helden, die da vorn in zermahlenen Stellungen unterm fressenden Trommelfeuer als einziger, lebender Verhack die Heimat schirmen, keine Kraft zu.

Allein, auf sich selbst angewiesen, abgehagert, mit gezerrten Muskeln und brennenden Augen dulden sie den Kampf, und die Kräfte der Kompanien und Bataillone tropfen weg wie weiches Wachs im Flackerlicht.

Und doch! Das da vorn ist Kampf, ist heldisches Ringen Brust an Brust, ist Ansprung oder Abwehr, Hieb und Stoß, Auge in Auge, du oder ich! Ist geifernder Wunsch oder versagender Wille, ist Erlösung aus kochender, bis zur Siedehitze gesteigerter Wut, die sich austoben will, in dem Augenblick, wo die Harste des Feindes über dem

Kamm des Trichters auftauchen, um zerschmettert zu werden.

Aber hinter dieser Mauer eines ungeheuren Erlebens spannt sich das weite Feld stillen Duldens, des blutvollen, schmerzensgesegneten, martergequälten Leidens. Ein Ducken, Ausweichen, Springen, Rasen und Niederkauern in dumpfer, verzweifelter Qual, dicht hinter der Front, wo die Essenholer, Melder, Unterstützungen, Ablösungen, die Materialträger und endlose Reihen Verwundeter im Trichterfeld einen stillen Kampf kämpfen gegen den nimmermüden, heißen, mähenden, allesverschlingenden Tod. Dahinten, im Felde des Grauens, wo alle Trampelpfade durch lange Reihen Gefallener, durch dunkle Körper und helle Notverbände deutlich bezeichnet sind.

Die fünfte Kompanie ist zum Abmarsch angetreten. Reutte führt die Kompanie. Steht mitten vor der Front und fragt: „Wer meldet sich freiwillig zum Trägertrupp?"

Alles schweigt. Keiner. Lieber vorn in tobender Männerschlacht, in Stirnreihe mit dem Tode, Auge in Auge mit dem Feind!

Kämpfen ist besser als Dulden! Herr, bewahre uns davor! so geht's durch aller Sinne.

Der Kompanieführer mahnt: „Leute, es muß doch Munition und Essen nach vorn!"

Umsonst. Es meldet sich keiner freiwillig. Zehn ruhige Tage oder Nächte wiegen nicht einen Gang auf in dunkler Nacht unter der Eisenbrause des Feindes.

„Dann bestimmen Sie, Feldwebel!" entscheidet Reutte.

Der Feldwebel geht an der Reihe entlang, tippt diesen

und jenen auf die Brust. Er tröstet dabei: „Das nächste Mal kommen die andern an die Reihe."

„Welcher Zugführer?"

Ich melde mich. Denn auch wir wechseln uns in diesem blutsauren Dienst ab.

„Schön!" sagt Reutte und gibt mir die Hand. „Unterkunft finden Sie in der Quaststellung, unmittelbar hinter dem Regimentsgefechtsstand. Leben Sie wohl. Hals- und Beinbruch!"

Sie kommen noch einmal heran, der kleine Hoy und Huwe, meine Kameraden, Zugführer der andern Züge. Jeder will mir noch einmal die Hand geben. Gesprochen wird kein Wort dabei.

Mit eigenartigen Gefühlen schaue ich mit meinen zurückbleibenden drei Gruppen der davonmarschierenden Kompanie nach. Wiedersehen? Wann? und Wer?

Wir marschieren ab in die Quaststellung. Das ist eine langdurchlaufende Aufnahmestellung, noch vor dem Auftakt der Sommeschlacht angelegt. Sie leistet jetzt gute Dienste; denn noch liegt sie erst unter schwachem Beschuß. Hier sammelt sich alles, was berufen ist, die Mauer der Kämpfer vorn zu stützen und in Kraft zu erhalten. Hier fühlen sich die Verwundeten geborgen, wenn es ihnen gelungen ist, sich bis hierher durchzuschleppen. Hier beginnt das Leben wieder, atmet die Brust befreit auf, wenn sie aus den Talen des Todes kommt.

Septemberbläue steht über uns, der Himmel meint es gut. Vor uns im grünen Park liegt Schloß Misery, lugen rote Ziegeln und das zerfetzte Sparrenwerk des Herrenhauses aus dem Wipfelschatten uralter Bäume und blüten-



reicher Büsche. Das Ganze ist umschlossen von einer langen, weißen Parkmauer; aber diese ist an vielen Stellen durchlöchert, Autos und Kolonnen rattern in jagender Hast heran und ergießen ihre Lasten in den Schloßpark.

Über uns surren glitzernde Flieger, umkränzt vom Tupfenschleier der Schrapnellwolken. Hoch in den Lüften wütet der Kampf. Es scheint, als habe das vernichtende Ringen nicht Platz genug auf der Erde, sondern greife hinunter in die Tiefe und hinauf ins All, um dort sein Wüten fortzusetzen.

Vorn, wo die Front sich streckt, liegt eine Wolke, grau und erdfarben. Dort wirbelt der Tod mit knöchernen Schlägeln seinen rollenden Trommelschlag von Biaches und Barleux und dem Pierre-Vaast-Wald bis hinab nach Belloy, Berny und Estrée. Da vorn, irgendwo da vorn liegt jetzt die Kompanie, unsre fünfte Kompanie, in Dunst und Dampf in den Kellern von Berny, hinter Mauerresten und Häusertrümmern und duckt sich unter dem eisernen Hagel — —.

Im Park vor uns feuern 21er und 15er Haubitzen unaufhörlich und kümmern sich nicht um das Bellen der kläffenden Meute, die nach ihnen sucht.

Durch Abschuß und Einschlag windet sich ein Melder, von uns in banger Ahnung erwartet. Er überbringt mir die schriftliche Meldung, sofort 500 Gewehrgranaten zum Kampftruppenkommandeur vorzubringen. Die Munition lagere im Schloßpark. Der Melder hastet zurück, ich lasse meine drei Gruppen antreten. Aus 24 Augenpaaren meiner Männer stiert mich ein beklemmendes Etwas an, würgt mich im Halse, daß ich mich abwenden muß.

Kommst du jetzt, Tod? heißt die stumme Frage, die mich anspricht.

Mein Blick fällt auf die Zone von Rauch, Feuer und Dampf, die das Schlachtfeld vor uns verhüllt. Da vorn liegt die Kompanie, dahin führt unser Weg. Es hilft alles nichts. Wir müssen dahin, denn wir lassen unser Bataillon nicht im Stich!

Mitten auf dem ehemals wohlgepflegten Rasen des Schloßparkes lagert die Munition in großen Holzkisten. Ringsum schlagen in unregelmäßigem Wechsel Granaten

ein. Schon bricht die Dämmerung herein, die Nacht wird unsern Weg noch entsetzlicher machen, als er am Tage schon ist. Es wird schwerer sein, beisammen zu bleiben und den Weg zu finden.

Wie soll ich die Kisten öffnen? Unsre Seitengewehre sind zu schwach. Irgendeiner läuft hinüber zu den Pionieren; kurze Zeit später krachen die Kisten unter den Beilhieben auf.

500 Gewehrgranaten. Macht auf jeden 20. Aber wie tragen? Die langen Stäbe dürfen nicht verbogen werden! Nur eins ist möglich: Sandsäcke her! Zwei laufen hinüber und holen einen Packen Sandsäcke.

„Jeder zwei Sandsäcke zusammenbinden, um den Hals hängen, in jeden Sack zehn Gewehrgranaten!“

Dicht neben uns fährt ein Blindgänger in die Erde und überschüttet uns mit Dreckklumpen. Ich stopfe die Blechkästchen mit den hochempfindlichen Zündern in einen Sandsack, wickele ihn mir um die Hand. Nun kann's losgehen. In Einerreihen marschieren wir ab, in einen Graben hinein, der anfangs noch gangbar, bald aber zu Riesentrichtern erweitert ist, denn der Franzmann hat ihn immer mit 22ern beast. Nur die Reste der zerschossenen Drahtleitungen zeigen uns den Weg. Immer mehr schwillt das brausende Orkantosen vor uns an, und die Spritzer der eisernen Flut schwemmen schon bedenklich über uns hin.

„Halt!“ tönt's alle paar Schritte von hinten her durch unsere Reihe, und der Ruf heftet die ganze Kolonne an den Boden, bis die elenden Papiersäcke wieder zusammengeflickt sind, die unter dem Gewicht der Gewehrgranaten alle Augenblicke reißen. Aber wir müssen warten, denn ihn

zurücklassen ist gleichbedeutend mit Verzicht auf die Munition, die der Mann trägt. Ich muß sie alle beisammenhalten!

Vor uns liegt der Bahndamm. Die schweren Granateinschläge haben den Schotter bis hierher gestreut, und die verrückt in die Luft gebogenen Gleise verraten ihn schon von weitem.

„Alles da?“

„Alles da!“

„Durchsagen: In einem Zuge den Damm überlaufen, 100 Meter dahinter sammeln!“

Splitter, Dreck, Steine sausen als Spritzer aus dem Feuervorhang, der wie eine krachende Wand niederdonnert und die Bühne des Kriegstheaters von dem Zuschauerraum trennt.

Ein Sprung, ein langer, atemloser, rasender Sprung ohne Besinnung unter keuchendem Stöhnen, als würde uns die Zunge zum Halse herausgerissen. Feurige Sonnenräder tanzen um uns und verspritzen ihren Funkenregen, kreischendes Aufklirren von Stahl auf Stahl —.

„Wenn jetzt ein einziges Splitterchen in deinen Zünderkasten fliegt, das gäbe eine Himmelfahrt!“ denke ich.

Neben mir zuckt ein Feuerschlag auf; hinwerfen, auf, weiter, hinwerfen, wieder auf, Sprung, da drüben ist Feuerschatten; denn der ganze Segen geht in erster Linie auf den Bahndamm, den alles überschreiten muß, was nach vorne will.

Zwei rasen an mir vorbei, springen ins nächste Trichterloch.

„He, hierher! — Wer ist das? — So, ihr beiden! Wo sind die andern? Ach, das ist Unteroffizier Kalt. — Da vorne liegen auch welche. Ob sie wohl alle durch sind?"

Endlich sind alle beisammen, springen mit mir von Trichter zu Trichter, liegen wieder eng aneinandergepreßt und verschnaufen in den tiefen Narben dieser teuflisch zerfleischten Erde, an der die Hölle ihre satanischen Gelüste stillt.

Weiter. Wo der Weg ist, weiß keiner so recht; nur daß wir wieder hineintauchen müssen in diese kochende Wüste spritzender Eisenfontänen, ist uns bewußt.

Vor uns liegt eine Straße. Straße? Zu sehen ist sie nicht, aber die Feuerwand dort, das muß eine Straße sein. Da liegen sogar deutsche Feldbatterien erbarmungslos nackt unter den Prankenhieben der feindlichen Boxfäuste. Die Geschütze schießen Sperrfeuer in die von Leuchtkugelbündeln hell erleuchtete Nacht. Das Licht zeigt uns den Weg, aber die bengalische Beleuchtung in Rot wirkt wie ein einziger Aufschrei der gemarterten Kameraden auf uns.

Vor! Vor! Die brauchen unsre Gewehrgranaten. Denn Unnützes fordert man gewiß hier nicht an.

Bleich wie weiße Seifenlauge liegt das Trichterfeld, in das wir uns hineinducken. Seine Schrecken packen mit kalten Händen nach uns. Vor mir im Granattrichter hocken ein paar Mann, den Essenkübel auf dem Rücken, aber in so merkwürdigen Stellungen, und das Essen ist auch ausgelaufen. Reis! zuckt es mir durch den Kopf. Die hat's gehascht! Ich überspringe den Trichter, in dem ich zuerst rasten wollte. Mit zwei andern stürze ich in das nächste Loch. Einem springe ich in die Seite. Will mich ent-

schuldigen, aber da sehe ich, daß der sich gar nicht rührt. Da weiß ich schon ohne genauer hinzusehen.

Wir sind mitten in der Feuerwand drin. Explosionsrauch, Staub und Brandgase schleifen wie wallende Schleier über der Erde hin, röten uns die Augen und dörren die Kehlen, die wie Feuer brennen. Erdklumpen stürzen auf uns herab, giftig zischen die Einschläge um uns in die Höhe.

Eine ganze Lage, dicht hinter unserm Trichter, jagt uns auf. Kaum draußen, stolpere ich. Eine Leuchtkugel geht vorn hoch; ich sehe, ich bin über eine Tragbahre gefallen. Mit ihrem Schützling ruhen die beiden Träger im Tode aus.

Das Grauen jagt uns. Wo die andern sind, weiß keiner.

Zu dritt halten wir uns dicht aneinander, ab und zu sehe ich noch hier und da einen vorstürzen. Einmal will ich brüllen, aber in dieser Hölle erstickt jeder Laut. Erst über die Straße, dann muß ich sehen, alles wieder in die Hand zu bekommen!

In einem flachen Trichter liegt einer, auf dem Rücken ein Gestell aus Weidengeflecht. Brieftaubenwärter! Den will ich um den Weg fragen. In der Helligkeit und dem Lärm zappeln und flatschen die erschreckten Tierchen ängstlich in ihrem engen Käfig. Noch ehe ich die Frage an den Zusammengekauerten getan habe, ist plötzlich der Gefreite Zeiß neben mir, öffnet die Tür des Verschlags und nimmt die Tierchen heraus. Sie wippen ein paarmal mit dem Flügel und fliegen in die leuchtende Helle. Nun habe ich verstanden und öffne den Mund nicht mehr zu einer vergeblichen Frage.

Der nächste Sprung. Über die Straße. Man spürt sie an dem harten Pflaster unter den Füßen. Ich umlaufe eine formlos ineinandergeschachtelte Masse von Wagen, Pferden, Menschen; weiter, nicht aufhalten — noch 50 Meter — dann — einer läuft an mir vorbei, hält mich am Ärmel fest, schreit laut in mein Ohr:

„G a a a s!"

„Daß dich die Pest!"

Auch das noch!

Wir reißen die Masken aus den Büchsen, stülpen den Schweinsrüssel auf das Gesicht, keuchen, stürzen, fallen, taumeln vorwärts, nicht mehr Menschen, nein, wie unsinnige, geblendete Tiere, kugeln in Löcher, ringen mit der Luft. Am liebsten möchte man die ganze Last von sich schmeißen, aber das wäre ja sinnlos — da spüre ich rechts und links neben mir einen Widerstand, Grabenwände; fünf oder sechs Leute drängen sich um mich, unverständliche Laute dringen an mein Ohr.

Ich kann nicht mehr. Lüfte die Maske. Rieche kein Gas. Setze die Maske ganz ab. Wir rufen, sammeln, halten an, was an uns vorbeispringt. Endlich sind etwa 17 Mann beisammen. Andre Mannschaften kommen uns entgegen und geben uns Bescheid, wo der Kampftruppenkommandeur liegt.

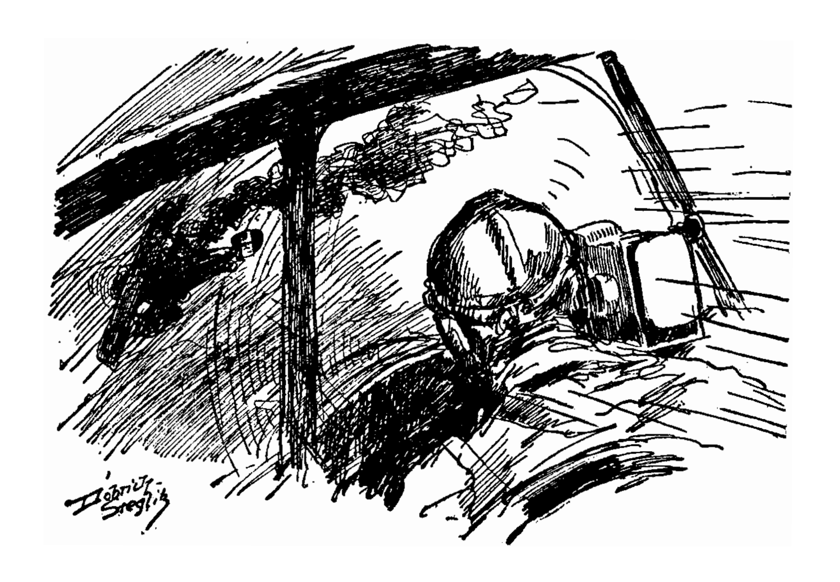
Wir liefern unsre Munition ab. Im Stollen des Kommandeurs, wo ich Meldung erstatte, treffe ich Werth. Er hilft mit einem Schnaps und einer Zigarette wieder auf die Beine. Wir warten in dem engen Schlund, bis sich die Wut des Feuers gelegt hat. Auf dem Rückweg nehmen wir Verwundete mit. Wir haben Glück. Geraten scheinbar

in eine Feuerpause, denn nur wenige schwache Schüsse verfolgen uns. Ungefährdet kommen wir zum Park und zur Quaststellung.

Im ganzen kehren sechs Mann nicht wieder.

Keine Kunde sagt uns, wo sie geblieben sind. Irgendwo im Trichterfeld blieben sie liegen, und die Nacht breitete ihren sternübersäten Samtmantel liebend über ihre Heldenleiber.

Somme



Wir gehen in Stellung. Natürlich in voller Kriegsbemalung, dem vollen Affen, reichliche Eßportionen, Gewehr, Patronen, Schanzzeug, Gasmaske. Und weil der Koffer auf dem Rücken voll ist, laden wir das Übrige in Sandsäcke und hängen sie uns um den Hals. Zwei gefüllt mit Selterwasserflaschen und die andern vollgestopft mit Stiel- und Eierhandgranaten, diesen schönen kleinen Eiseneiern, die man so hübsch weit schmeißen kann.

140 Mann sind angetreten. Vor acht Tagen waren es mehr. Aber noch stehen 140 Männer aufrecht. 140 Ge-

wehre, die bis zur Weißglut schießen können, die zusammen 500 Schuß in der Minute rausjagen.

280 Fäuste, die Handgranaten wirbeln und Spaten und Messer zu gebrauchen wissen, die meisten schon vom Priesterwalde her, wo diese Art Kirmesraufereien ja alltäglich waren.

Nur keine Bange, wir sind schon was, wir 140 Mann! Wir haben uns schon manchmal mit dem Franzosen gemessen, ihm noch nie einen Gefangenen gelassen, aber schon manchen geholt. Ob weiß oder farbig, wir werden mit euch fertig!

Die 140 Mann sind in Ordnung! Und die Führung auch! Der Brixius, unser Leutnant, der kennt die Schwarzen von ihrer Heimat her! Für den Leutnant würden alle 140 stracks in die Hölle marschieren und den Satan mitsamt seiner Großmutter verhaften, wenn er's befiehlt. Denn er hat ein Herz für uns und für jeden ein gutes Wort und reißt die letzte Zigarette mitten durch, wenn einer nichts mehr zu qualmen hat.

In Stellung gehen ist uns lieber, als Nacht für Nacht nach vorn zu tippeln. Mit Eiterblasen an den Füßen auf zerfahrenen Wegen und zertrampelten Pfaden wie gehetzte Hasen über Bahndämme und Straßen zu jagen, ist kein reines Vergnügen, zumal wenn einem die Zunge dabei bis zum Koppelschloß hängt und die Lunge zu platzen droht, weil der Gegner mit teuflischem Gekicher seine Eisenbrocken nach uns schmeißt.

Da geht's auch schon wieder los.

Mit ihren Zehnkilometerarmen faustet die Artillerie nach uns; rechts und links von der Kompanie quirlen ein paar

Rauchbäume hoch, noch weit genug weg, als daß wir uns darüber Sorgen zu machen brauchten. Ein paar Splitter surren hoch über unsre Köpfe, sind vorbei und vergessen. Vielleicht ist's noch zu hell! Sollte uns gar einer da drüben aus den dicken Fesselballonwürsten mit seinen hundertfach vergrößernden Scherenfernrohren entdeckt haben? Ob die Kompanie nicht lieber — —? Da wurlt es heran, schlürft mit rasendem Brausen herbei, einen Augenblick ist ein dicker kohlschwarzer Punkt über uns sichtbar, und da stürzt eine donnernde Eisenlast herab, zwischen uns, mitten zwischen die Kompanie.

Der Himmel reißt auseinander, zugleich wälzt sich die Erde in wildem Sprung unter unsern Füßen hoch, wälzt sich wie ein kochendes, strudelndes Meer von Lehm, Rauch, Ruß, Staub und Wasser aus zerplatzten Flaschen —

Ein Körper fliegt hoch in die Luft und schlägt krachend ins Korn. Da haben wir die Bescherung! Volltreffer in die Kompanie!

„Auseinander!" schrillt eine Stimme über die Kolonne, und dann ist's still.

Herrgott, muß das sein?

Wie irrsinnig ist alles auseinandergesprungen, in die Trichter, kopfüber ins niedergewalzte Korn, das nicht abgeerntet wurde, in die Büsche, die am Wegrand stehen. Irgendwohin, nur fort, fort von der grauenvollen Stätte! Weit auseinandergestreut liegen sie da mit fliegenden Pulsen und stieren Augen. Und dann der langgezogene Ruf:

„Sa — ni — tä — — ter!"

Himmel und Hölle! denkt Unteroffizier Rothe, da muß doch einer helfen! Wie von ferne her hat er den Ruf ver-

nommen, denn in seinem Schädel summt und kracht es noch. Verflucht, denkt er, warum läuten denn die Glocken? Ach so, das sind wohl keine Glocken, da ist nur ein schwerer Eisenbrocken an meinen Stahlhut gedonnert, und daher dröhnt es so in meinem Kopfe. Und nun erhebt er sich, geht schwer und mit steifen Schritten dahin zurück, wo ein großer schwarzer Brandfleck den aufgerissenen Leib der Erde umrahmt.

Gott steh mir bei! Da liegt in einer Wolke von Blutdunst und graurotem Schleim ein zuckender, strampelnder Haufe menschlicher Leiber in allen Verrenkungen zusammengeflossen, und Unteroffizier Kothe steht am Rande dieser Fleischgrube und klappt die Augen auf und nieder —

Sieht seine vierte Korporalschaft zerfetzt um sich liegen, in Stücke zerrissen, verschüttet, erstickt, erwürgt, seine geliebte vierte Korporalschaft —

Aber nein, da drüben steht ja der Sanitäter Max Sonnenschein, hat abgeschnallt und beugt sich über einen, dem der ganze linke Uniformärmel herausgerissen ist; weißes Verbandzeug leuchtet auf — und das reine, helle Weiß macht dem Korporal die Augen blank, und mit einem Satz ist er drüben neben dem Sanitäter und hilft ihm, und dabei geht sein Blick über die Getroffenen, so weit er aus Blut und Schaum die Gesichter noch erkennen kann.

Und mit einem hörbaren Ruck stellt er fest: da ist keiner von seinen Leuten dabei, aber ganz dicht hinter ihnen muß das schwere Biest krepiert sein, denn die Verletzten sind alle aus den beiden nächsten Gruppen.

Der Leutnant steht mit einem Male da, kniet neben einem von dem jungen Ersatz, die erst vor wenigen Wochen ge-

kommen sind, streicht ihm über den Kopf, und Kothe sieht das schneeweiße Gesicht des Leutnants, sieht, wie ihm die Zähne schnattern und wie sich der Leutnant zu ein paar Worten zwingen muß.

„Nicht schlimm, mein Lieber, wenn's dir auch jetzt so weh tut! Paß mal auf, in ein paar Tagen sieht das schon wieder ganz anders aus."

Und wirklich, der Junge lächelt und wischt sich den blasigen roten Schaum vom Munde, und Brixius macht ihm vorsichtig den Rock auf und legt die gräßliche Brustwunde frei, damit der Sanitäter gleich verbinden kann.

Dann hat sich der Kompanieführer wieder in Gewalt. Er gibt den anderen Verwundeten die Hand, spricht mit jedem ein paar Worte, aber den zweien da kann er keinen Trost mehr sagen, die liegen auf dem Bauche, und der eine hat keinen Kopf mehr. Und weil sich um die Verwundeten schon wieder ein Haufe ansammelt, jagt der Leutnant sie mit heftigen Worten auseinander und befiehlt, daß keiner ohne seinen Befehl aufsteht, denn nun will er erst die Dunkelheit abwarten, ehe er auch nur einen Schritt weitermarschiert.

Zwei Tote, neun Schwerverwundete hat der Volltreffer aus der Kompanie gerissen!

Nun sitzt Kothe bei seinen Leuten im Granattrichter.

„Kannste das verstehen?" hört er den August Kunkel fragen. „So einfach aus 20 Kilometer Entfernung von einem Eisenbahngeschütz niedergeknallt? Da sitzt irgendwo da hinten so'n mißratener Zwerg, so 'ne Hühnerbrust, die sie vorne nicht gebrauchen konnten, und der Kerl hat nichts anderes zu tun, als in seiner Etappe an der Strippe

zu ziehn, und schon fallen hier bei uns Kerle um, wie die Bäume, gleich ein ganzes Dutzend."

So tobt der Kunkel seine Erregung heraus, und die andern sitzen mit verkrampften Gesichtern voller Wut herum, haben Tigeraugen, und ihre Hände krallen sich auf und zu, als müßten sie irgendetwas zwischen ihren Fingern erwürgen.

Das zitternde Blut will sich nicht beruhigen, denn ein grenzenloser Haß zischt ihnen in den Adern. Da sind welche unter den Getroffenen, brave, liebe Kameraden, die kennt man nun schon seit zwei Jahren, die haben sich gequält und geschunden und hätten ein Anrecht darauf, wieder heim zur Familie zu kommen. Und die andern sind junger Ersatz, eben erst rausgekommen, haben von der Welt noch nichts gesehen, sind lebenshungrig, tatendurstig und werden nun so einfach aus der Ferne niedergeschlagen.

Wartet nur, wenn wir euch zu fassen kriegen! 140 waren wir, um die 11 Mann habt ihr uns betrogen. Aber wir kriegen euch noch! Und dann wehe euch!

Nun ist die Dämmerung da, und der Leutnant pfeift.

Gruppenweise schlängelt sich die Kompanie durch Trichter und Tümpel, an zerschmetterten Protzen und aufgetriebenen Pferdebäuchen vorbei in das Grabengewirr.

Kothe wird nach vorn gerufen, denn er kennt den Weg nach Dorf Berny und in die Schluchten von L West. Na, da kommen wir ja in die richtige Ecke! denkt Kothe und lotst die Kompanie nach vorn und dankt seinem Schöpfer, daß es auf der Front ruhig ist. So gelingt es, ohne weitere Verluste an Ort und Stelle zu kommen. Im Flüsterton

wird abgelöst, und dann sucht sich jeder seinen Platz, und es dauert keine zehn Minuten, da ist jeder im Bilde.

Ein Soldatenhimmel ist das weiß Gott nicht! Da sind keine Gräben, sondern nur tiefe Trichter, die miteinander verbunden sind. Statt Stollen nur kleine Wandnischen und Kaninchenlöcher, keine Auftritte, keine Gewehrbänke, keine Drahthindernisse, keine Latrinen, keine Postenstände.

Das war alles mal.

Aber nun ist das von eisernen Fäusten weggewischt wie überflüssiges Spielzeug. Hier haust der Krieg roh und brutal, und jede Ordnung ist verlorengegangen. Da liegen in buntem Wirbel Stöße von Handgranaten neben Munitionskisten, Blechbüchsen, zertrümmerte Gewehre, Schanzzeug, französisches Lederzeug, Kleiderfetzen, leere Wasserflaschen, Holzpfähle und abgerissene, blutbeschmierte Verbände und dort in der Ecke, unter den Zeltbahnen — Kalt hat eben einen Blick dahin getan und wendet sich zu Döhn: „Mensch, guck nicht hin, ein ganzer Stapel Tote, Deutsche und Franzosen!“

Am tollsten ist es in der Nordgrabensappe. Brixius tauft sie auf den Namen „Mausefalle“. Denn sie ist von drei Seiten eingeschlossen, und nur nach Osten hin ist der Zugang oder Rückweg offen, solange die gierig klappenden Eisenkiefer des Schlachtenungeheuers nicht zuschnappen und alles darin zermalmen. Hier stehen die Aussichten neunundneunzigprozentig für Tod oder Gefangenschaft, denn die Posten lehnen Rücken an Rücken und lugen nach drei Seiten, und man versteht kaum, wie sich diese deutsche Insel im französischen Grabengewirr bisher halten konnte.

Aber die Nordsappe ist der letzte Schutz für Berny und muß gehalten werden.

22er und 30er Granaten haben die Gräben aufgeweitet, durch Sandsackbarrikaden sind die Sappenköpfe zum Feinde hin abgesperrt. Dahinter liegt ein kurzes Stück Niemandsgraben, in dem buntgemengt Deutsche und Franzosen von allen Kämpfen ausruhen und warten, bis die Sandsackmauer um 20 oder 50 Meter nach hier oder dort versetzt wird und sie dann irgendwo ein anständiges Grab finden.

Irgendwo? — Unsinn! Ein Grab finden sie nur dahinten, nach Deutschland zu.

Scheffer macht die andern darauf aufmerksam: „Guckt euch bloß die Gemeinheit an; der Schangel hat einfach seine Toten aus dem Graben rausgeschmissen und läßt sie auf Deckung liegen!"

Kothe ist die Stellung abgegangen und hat sich einen Überblick verschafft. Man kann nicht wissen, was kommt! Nun gibt er den andern Bescheid. Rechts liegt der 1. Zug, links in der Mausefalle der 3. Zug. Die drei nach Norden zu laufenden Sappen sind vom 2. Zuge besetzt. Der Gegner liegt sehr nahe. Klar, daß kein Licht gemacht werden kann. „Keiner darf auf Deckung, und wenn der Darm platzt. Haltet euch 'nen Sandsack unter und schmeißt nachher die Bescherung raus. Meinswegen denen drüben in die Fresse! Bei Beschießung flach auf den Boden legen, mag sein, daß es vielleicht was nützt!" setzt Kothe mit einem wissenden Lächeln hinzu. „Hat jemand sonst noch einen Wunsch?"

„Ich. Ausgehurlaub mit meiner Braut zum Konzert mit Tanz!" lacht der kleine blonde Zeiß.

„Hau dich hin und schlaf!" gibt Kothe zurück und sticht

mit dem kurzen Spaten sein Loch in der Wand noch ein wenig aus, läßt aber bald die Arbeit sein, denn die Erde ist durch die unerhörten Erschütterungen so lose, daß sie immer wieder nachrutscht.

„Na, denn in Gottes Namen so rein!“ Und sie drücken sich mit dem Rücken hinein, hier einer und da zwei, legen die Beine in den Graben oder winkeln sie eng an den Leib. Schließlich ist man's ja so gewöhnt!

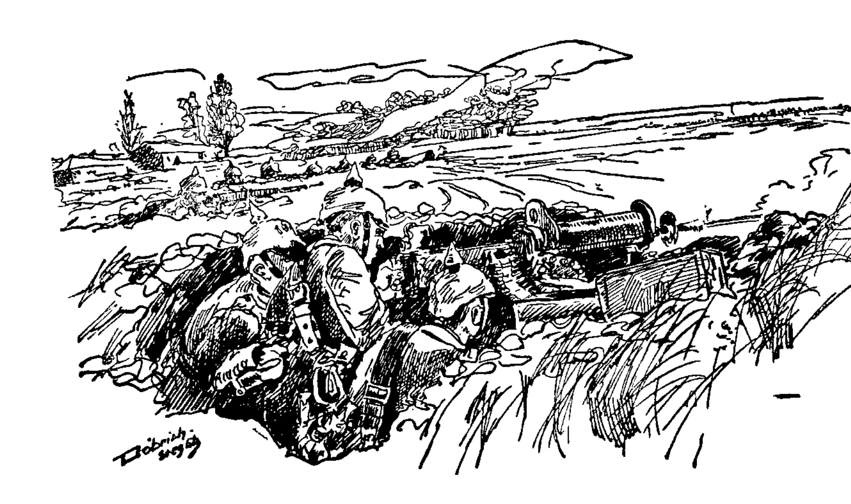
Doch an Schlaf ist kaum zu denken. Wohl sind die Augen geschlossen, aber die Nerven bleiben wach; die Ohren fangen jedes Geräusch auf, wenn ein Sandkörnchen rieselt, ein Steinchen fällt oder ein Fuß leise durch den Graben schleicht. Verwesungsdünste peinigen die Schleimhäute, der Hals ist hart und trocken und rauh wie ein abgenutzter Reiserbesen, und der Griff nach der Flasche schafft immer nur auf Augenblicke Erlösung.

Schlafen? —

Nein, nur ein wenig dösen, sich einlullen lassen, weil die Sonne gerade so mollig scheint. Wenn man nur einmal richtig träumen könnte! Aber da sind die verfluchten Bilder dieser letzten Tage, die wie Schatten hinter einem herlaufen. Die Rauchtürme und gelben Stichflammen der Einschläge, der tote Brieftaubenwärter, feuernde Feldbatterien, brennend abstürzende Flugzeuge, niederbrechende Eisenwände und dann der Weltuntergang da in die Gruppen hinter uns. Noch jetzt fährt man zuckend zusammen.

Nervös! Plemm, plemm! Reif für 'ne Kaltwasserkur!

Da bullern schon wieder irgendwo die Geschütze los. Ha'n die verdammten Kanoniere ihren Mittagsschlaf schon hinter sich?



Rums! Das war 'ne Dicke. Die ging sicher nach Berny. Was brüllt denn der Kerl nur so laut —

Rums — rums — rums! Sind das nicht Handgranaten? Der Schangel hat wohl wieder den Koller gekriegt!

A — la — rm!

Haha, verrückt, wir sind doch nicht dahinten in irgendeinem Ruhenest und sollen rausgeschmissen werden —

Raus! Sie kommen! Ein Fußtritt weckt die Eingeschlafenen.

Sie kommen? — Wer denn? Wo denn?

Verdammte Schweinerei! Das kommt davon, wenn man so hundemüde ist und dann doch einschläft.

Kothe springt durch den Graben: „Nach vorn aufpassen! Ludolph, Döhn, Handgranaten zureichen! Los! Her!"

Rechts sitzt der Franzose schon im Graben und versucht, den Nordgraben weiter aufzurollen. Zum Glück hat Kothe

aufgepaßt und wirft sich mit dem Gefreiten Freund den Eindringlingen entgegen. Sie reißen die Schnüre aus den Handgranaten, und nun wirbelt Wurf um Wurf über die nächsten Trichter hinweg.

„Zureichen!“

Freund ist mit einem Sprunge oben auf dem Trichterrand, sieht von da aus acht, zehn flache Helme —

„Handgranaten!“

Ruck-zuck, ruck-zuck wirbeln seine Geschosse hinüber —

„Aufpassen!“

Drei oder vier schwarze Eisenbirnen fallen hinter ihn, knallen los, aber zu weit —

„Nehmt das!“

„O, mon dieu!“

Ein scharfer Pistolenknall zischt an Freunds Ohr vorbei —

„Ach so, da sitzt der Kerl!“ Freund duckt sich, sucht nach einem anderen Trichter; aber das ist gar nicht mehr nötig.

„Fertig, ab!“ kommandiert neben ihm Kothe, und aus allen Händen wirbeln die Stielhandgranaten hoch, ein Dutzend wohl, und regnen hinüber in das Grabenstück, wo die Feinde jetzt von zwei Seiten unter Feuer genommen werden. Als Freund sich blitzartig hochruckt, sieht er drüben seines Leutnants Gesicht, das ihm zunickt. Na, dann kann's nicht mehr schief gehen, denkt Freund.

Vor ihm schreien sie schon: „O, ma mère!“ und: „Pardon, camarade!“ Drei oder vier Franzosen, die dem Handgranatenregen entgangen sind, flüchten aus dem Graben, springen aber in ihrer Erregung nach der verkehrten

Seite, und nun stehen die Sieger beieinander und reichen sich die Hände.

Kaum zehn Minuten hat der Kampf gedauert, und so schnell der Überfall kam, so schnell ist er auch abgeschlagen. Was die Franzosen sich nur dabei gedacht haben?

„Brav gemacht!“ sagt der Leutnant und freut sich, daß die ganze Angelegenheit ohne Verluste abgegangen ist. Nur Heck ist ein wenig angekratzt, eine kleine Schramme auf der Backe und einen Splitter im Arm; aber es reicht nicht zum Heimatschuß. Im Graben liegen zwei tote und sechs verwundete Franzosen.

Irgendeiner besinnt sich: „Da sind doch noch ein paar draußen, die schnell rausgesprungen sind!“

„Herrje, wo sind die denn?“ Brix schiebt sich vorsichtig über den Trichterrand. Nur wenig hinter der Stellung hocken die Entsprungenen in einem Trichter. Der Leutnant ruft ihnen zu: „Allons les prisonniers, venez ici!“ Aber sie rühren sich nicht.

„Handgranate her!“ Der Leutnant winkt damit, und diese Einladung wird schneller angenommen. Sie springen einer nach dem anderen zurück in den Graben und heben die Hände.

„Billiger konnten wir die nicht haben!“ lacht Brixius und schickt Scheffer mit den Gefangenen nach hinten. Wenn ich nur wüßte, was die Franzosen eigentlich bezwecken wollten, denkt er für sich. Indem kommt einer vom 1. Zuge gelaufen.

„Meldung vom 1. Zug: Im französischen Graben steht Mann an Mann. Angriff ist unmittelbar zu erwarten.“

Und gleich steht ein zweiter Melder dahinter: Wir haben keine Verbindung mehr mit der Nachbarkompanie!"

Grad kann der Brix ihm noch zurufen: „Scharf aufpassen! Nach rechts abriegeln!", da rauscht ein dröhnender Wasserfall wie Hagelschloßen über ihre Köpfe, stürzt ein eiserner Vorhang dicht hinter ihrer Stellung runter, zischt es wie aus hundert geöffneten Ventilen, und der teuflische Hexensabbat klirrender, heulender, fauchender, wurlender Eisenbahnzüge rollt wieder durch die Luft.

Dicht hinter die Stellung! Noch kein Schuß im Graben! Ach so, die glauben, ihre eignen Leute sitzen schon drin, und riegeln nun ab, daß kein Gegenstoß sie rauswerfen kann. Wenn's so ist, dann habt ihr euch allerdings gewaltig verrechnet. Brix läßt sich nicht täuschen!

„Aufpassen!" brüllt Brix, deutet mit den Fingern nach vorn, weist auf die Handgranaten, denn verstehen kann man kein Wort, kein Geschrei, nicht mal die Trompeten von Jericho. Kaum, daß man noch sehen kann. Was nicht auf Posten steht, duckt den Kopf und den Oberkörper in die Wandlöcher und denkt: Ein Glück, daß die den Graben nicht beasen! Das geht ja noch immer dahinter, 20 oder 30 Meter, und nur ab und zu saust ein Kurzschuß in die Linie.

Brixius hockt in einer Nische, unter seinen Stahlhelm hingeduckt, die Pistole links, eine Handgranate rechts. Überlegt: Wenn ich jetzt nur ein paar Maschinengewehre vorn hätte! Blickt dann auf die Uhr: 3 Uhr 15! Autsch! Beinahe! Ein armlanger Splitter surrt gegenüber in die Wand. Der hätte genügt! Donnerwetter, was ist eigentlich das Zeichen für Sperrfeuer heute? War's nicht gelber

Stern? Natürlich. Er schreit dem Nächsten ins Ohr: Gelben Stern laden!

Wenn jetzt unsre Artillerie dazwischenfunkte! In die vollen Gräben da drüben! Seine Augen hängen an dem Posten, der da vor ihm am Grabenrand klebt und mit den Augen den Qualm durchbohrt. Alle Augen stieren auf den einen Mann da oben; alle Muskeln sind gespannt, loszuspringen, sobald der da winkt oder nach der Handgranate packt.

Zack!

Ein Splitter neben Döhns Fuß. Zünder trillern durch die Luft.

Durst! Der Rauch brennt wie gepfefferte Salzsäure in der Kehle.

Wie spät? — 3 Uhr 20. Donner und Doria, schleicht die Zeit langsam!

Kalt sieht in die Gesichter der Leute. Kaum wiederzuerkennen in Staub und Schweiß, der tiefe Rillen in die Kruste gefressen hat. Wie kantig und schmal sind die Gesichter in den wenigen Tagen hier doch geworden! Die Lippen haben sie alle hart zusammengepreßt. Richtige Landsknechtsgesichter!

Wieder ein Kurzschuß, der kaum einen Meter hinter den Graben haut. Eine Pestilenz von Schwefel und Rauchgasen stinkt durch die Trichter, kriecht in Mund und Nase, eine Pestlawine aus des Teufels Küche. Döhn, der die ganze Ladung in die Lungen eingeatmet, hält sich hustend und keuchend den Leib, und wie Kalt sich über ihn beugt, trifft ihn der Hammerschlag eines Geschoßbodens krachend auf den Hinterkopf, wirbelt ihn ein paarmal um sich selber

und schmeißt ihn dann längs in den Graben. Da liegt er, meint, mit dem Kopf in glühender Asche zu schmoren. Herrgott, brennt der Schädel! Den Stahlhelm runter! Sonst platzt der Kopf noch auseinander! Der muß ja dick wie'n Heringsfaß sein! Wasser, ein Meer von Wasser, um die brennende Glut im Hirn zu löschen!

Max Sonnenschein hat den ganzen Kopf abgefühlt, aber er findet kein Blut; nein, eine Wunde ist nicht da. Aber unter seinen Fingern bildet sich eine Beule, dick wie'n Entenei, und der Stahlhelm ist an der Auftreffstelle gebrochen.

„Junge, dem hast du dein Leben zu verdanken!"

Und grad, wie Kalt sich stöhnend aufrichtet, reißt der tosende Niagara des rauschenden Granatschwalles, das Wahnsinnsgekreische der Explosionen ab.

„Raus!" gellt ein Ruf und eine Trillerpfeife irgendwo, und nun wuchten die Arme wie sturmgepeitschte Windmühlenräder, fassen Stiel- und Eierhandgranaten, abreißen, werfen, abziehen, werfen, schneller, immer schneller, Schüsse peitschen, einzeln, serienweise —

Auf die Sekunde haben die Männer gewartet, und nun liegt oder kniet die ganze Kompanie am Grabenrand, preßt sich in die Trichter, Freund steht sogar hoch oben, Zeiß auch; Herrschaften, das ist ein Bild, ist das ein Bild da vorne!

50 Meter voraus quellen lauter Kornblumen aus der Erde, steigt eine tapetenblaue Wand hoch, säumt sich die braune Ackererde mit farbigen Punkten und Bändern, die sich stolpernd, stürzend, stoßend hin und her schieben, vorwärts branden —

„Gelben Stern hoch!“

Pffff — zschschsch — da zerplatzt die Leuchtkugel in ein Dutzend gelber Pünktchen. Noch eine — noch eine steigt!

„Da sind sie!“

Darauf haben wir gewartet! Jetzt Granaten, jetzt Maschinengewehre! Nun haben wir euch vor unsern Gewehren und bezahlen euch die Zeche, bezahlen euch für den Schliff als Trägertrupp, für den Volltreffer. Nun werden wir quitt! Jetzt rechnen wir mit euch ab, und dann mag euch die Artillerie einheizen, euch Schrapnells auf die Blechhelme, Gas in die Schnauzen und Eisen in die Därme jagen.

Schuß. Der sitzt! Schuß. Da fallen gleich zwei! Und der für dich! Spring du nur, ich kriege dich doch! Was, du willst schießen? Ich bin schneller als du! So, den hat's! Da, den Langen! Gib ihm! Das ist für die Beule! Das da muß ein Offizier sein; weg damit! Patronen her! Jetzt sollt ihr uns kennen lernen!

„Zeiß, rechts!“

„Handgranaten her!“

„Mensch, jetzt stürzen sie wie mit der Sense gemäht!“

„Unsre M.G.“

„Drauf, immer Handgranaten dazwischen!“

„Da, da, Mensch, guck doch nur mal da!“

Drei, vier, acht schwarze Fontänen spritzen hoch.

„Unsre Artillerie!“

Jetzt gibt's Saures! Hurra! Wieder flitzen die Qualmbäume mitten zwischen den Blauen hoch, wirbeln Helme,



Gewehre, Brotsäcke und Menschen in der Luft. Und wieder eine Salve —. „Mensch, jetzt gibt's Kattun!"

Da drüben kippen sie einfach um, nach vorn, nach den Seiten, fallen mit hocherhobenen Armen rückwärts, stolpern übereinander, schlagen mitten im Sprunge hin, knicken zusammen wie Holzfiguren, blutüberströmt, mit aufgerissenen Mäulern und schief rutschenden Helmen, weggestanzt von den gußeisernen Mörserhieben, zermahlen, zerrieben, ausgewischt von den blitzenden Lanzenstößen der züngelnden Maschinengewehrgarben.

Das ist ein Bild! Wie das froh macht, das zu sehen nach all diesen Tagen, in denen man nur die eignen Kameraden fallen sah!

Von allen Seiten her schießen die Gewitterblitze berstender Sprenggranaten in den Hexenkessel da vor uns, und der braunschwarze Vorhang aufsteigender Rauchwände zieht

sich dichter und dichter zusammen und verhüllt langsam das Feld.

Aus!

4 Uhr 20!

Erschöpft, von Erregung gepeinigt, mit schmerzenden Gelenken rutscht einer nach dem andern in den Graben hinab und greift nach der Flasche, um den brennenden Durst zu löschen.

Die Kompanie stirbt

Diese Nacht ist die Kompanie in Stellung gegangen. Wir liegen in den Dorftrümmern von Berny, haben uns in den Trichtern, hinter Mauerresten und in flachen Kellern eingenistet. Einer liegt da vorn hinter einer niedrigen Mauer und beobachtet; die andern hocken unter dünnem Wellblechdach und schlafen.

Kalt ist allein munter geblieben. Wie schön könnte dieser Tag sein, denkt er, dieser sonnenüberflutete, lichtumflossene Sonntagmorgen, der sich so ruhig und unwirklich still über das Land gebreitet hat! Kein Granat- und Gewehrschuß, kein Motorenlärm stört diese stille Feierlichkeit, und es ist beinahe, als sei die Welt verzaubert und eingeschlafen, als habe der eiserne Kriegsgott die krachende Fahrt seiner stählernen Kampfwagen gebremst und die feuerschnaubenden Rosse abgeschirrt, als hätten die Kriegsvögel in den Lüften die dröhnenden Schwingen ihres Gefieders zusammengelegt und sich in ihre Nester gebettet.

Wie herrlich müßte das sein, wenn jetzt die rings an allen Fronten aufgestellten rund 80 000 Geschütze, die 50 000 Minenwerfer und 300 000 Maschinengewehre ihre Mäuler für immer schlössen; wenn die 20 000 Flugzeuge aus den Lüften herabstiegen, die 100 000 Fabriken ihre

Tore verrammelten; wenn Millionen Drehbänke den sausenden Schwung ihrer Räder hemmten! — Schluß! Feierabend! Der Krieg ist aus!

Wenn jetzt hüben und drüben die Trompeter aus den Gräben stiegen und ihre stummgewordenen Hörner an die Lippen setzten, wenn über die dunklen Vogesenwälder, die schlammige Woevre, die kreidige Champagne, über das fruchtbare Artois oder Flanderns Trichterfelder, über die 1500 Kilometer lange Front im Osten, die sonnendurchglühten Berge Griechenlands, das verkarstete Alpenmassiv und die Sandwüsten Asiens der schmetternde Ruf schallte:

Das Ganze H — a — a — l — t!

und dann das große Wandern begänne, das Heimwärtswandern der feldgrauen, erdbraunen, kakhigelben und horizontblauen Stürmer — — Herrgott, muß das ein Tag sein! Wer den erleben darf!

Aber noch ist es nicht so weit; noch kostet jeder Tag wohl 5750 Menschenleben, fordert 8750 Verwundete, bringt 4200 in Gefangenschaft.

Noch klingt das große Friedenshorn nicht über die Länder, und da hinten, weit hinten bei Estrée reißt eben ein feindliches Geschütz seinen brüllenden Schlund auf. Kalt sieht auf die Uhr.

Es ist genau 11.

Der Schuß, der sich aus der Ferne heranwühlt wie eine Erinnerung, daß trotz Sonne und Sonntag immer noch Krieg ist, kommt näher und näher und schlägt dröhnend in den Park von Berny. Eine riesige Qualmsäule steigt himmelhoch an.

Nein, es ist kein einsamer Schuß! Es ist nur der Signalschuß, der hundert Rohre zum Vernichtungsfeuer ruft. Ein einziger, gewaltiger, nie erlebter Feuerschlag zuckt drüben auf; aus Geschütz- und Minenwerferständen bricht die brandrote Lohe, züngeln hundert Flammen, und die Luft ist erfüllt von einem Rauschen und Klingen und dann — brrruch — brrruch.

Erst ein paar Einschläge und dann ein ununterbrochenes betäubendes Krachen ringsum. Einschläge und Abschüsse, ob Minen oder Granaten, ertrinken, verschmelzen im tosenden Orkansturm.

Trommelfeuer!

Mitten drin im Trommelfeuer!

In wenigen Augenblicken ist die Luft zum Schneiden dick geworden. In immerwährenden Stößen schaukelt und zittert die Erde unterm Peitschenhieb der Einschläge. Splitter, Steine, Erdklumpen, Holzstücke prasseln umher —

Erschrocken ist die Gruppe aus ihren Löchern hochgefahren, reißt die Beine an den Leib, duckt sich unter den Stahlhelm.

Trommelfeuer!

Diesmal stülpt sich die eiserne Feuerglocke direkt über die Kompanie und deckt sie zu.

Freund und Kunkel, die beiden Kameraden, pressen sich dicht an Kalt, schmiegen sich aneinander, krümmen den Kopf zwischen die Beine. Ein Schuß saust dicht über sie hin, drückt ihnen den Kopf noch tiefer runter.

Eine 30-Zentimetergranate wiegt 6½ Zentner! denkt Kalt.

Trommelfeuer!

Bruuuuch! Eine einzige Granate zerreißt in 8000 Splitter. — — Ein harter Brocken fliegt an Döhns Gewehrschaft und reißt den harten Nußholzkolben in Fetzen. Ein Blitzschlag grellt vor ihren Augen auf, eine heiße Brunst verschlägt ihnen den Atem. Aber es erfolgt nichts.

Vorbei — oder drüber hin!

Ein Erdstoß wirft Kalt und Freund mit Kunkel durcheinander, schleudert Freund den Stahlhelm ins Genick und stößt seinen Kopf hart gegen Kunkels Helm. Ein klaffender, blutender Riß springt auf —

Taschentuch drauf.

Der Feind trommelt!

So geht das eine Stunde. 60 lange Minuten! Nebenan im Loch hocken die andern, Scheffer, Ludolph und der Sanitäter Sonnenschein. Scheffer schält eine Zigarette aus der Tasche, zündet das Streichholz an; drei-, viermal erlischt es, bis endlich das Stäbchen brennt.

Herrgott, denkt Kalt, der Ruth ist ja noch draußen auf Posten! Er winkt hinüber nach dem andern Loch. Ganz gelassen nimmt Scheffer Gewehr und ein paar Handgranaten und ist gleich drauf im Dunst verschwunden, springt durch die Löcher die 20 Meter vor und kauert sich neben den lang hingestreckten Ruth, schlägt ihn ins Kreuz, daß er merken soll, seine Ablösung ist da. Aber der rührt sich gar nicht, hebt nicht Kopf oder Hand — und da erst sieht Scheffer die große rote Blume, die im Rücken seines Kameraden wie eine Blutnelke aufblüht; die Todesblume, die der große Würger dem andern als letzten Gruß zugeschmissen hat!

Der Feind trommelt.

Um ½1 Uhr beginnt er, Gaswellen in den Eisenregen zu mischen. Das ist der richtige Sonntag! denkt Kalt.

Eine Wand von Erde und Steinen stürzt über ihren Trichter hin, biegt krachend das dünne Wellblechdach über ihren Köpfen krumm. Irgend etwas ganz Schweres muß darauf gestürzt sein. Als Kalt später einmal den Kopf rausstreckt, sieht er, daß eine Riesenfaust ein großes Stück Mauerwerk über ihr Loch gewuchtet hat.

Wieder ein Feuerblitz und Schlag. Himmel, die muß ganz nahe gegangen sein! Richtung, wo die MG.=Leute im Keller hocken. Daß die es in dem Nasenquetscher überhaupt noch aushalten!

Will denn der verdammte Uhrzeiger gar nicht weitergehen? Zwei Stunden erst?

Döhn hat einen Zettel genommen, rechnet. Wenn drüben „nur“ 100 Geschütze stehen und jedes Geschütz bei diesem Feuer nur 3 Schuß in der Minute verfeuert, macht 300 Schuß in der Minute, 18 000 in der Stunde, 36 000 in zwei Stunden.

Durchschnitt — jedes Geschoß nur 50 Pfund schwer, macht 18 000 Zentner Eisen, die der Franzmann jetzt schon herübergeschmissen hat. Allerhand! Der läßt sich die Sache was kosten! Jeder Schuß nur 50 Mark, macht 1,8 Millionen!

Ein unheimlicher Stoß, übertäubt von einem alles überdröhnenden Krachen, wirft sie in den Löchern übereinander, kugelt Kalt auf die andern, dann spürt er schmerzlich die nägelbeschlagenen Schuhe von Kunkel in seinem Gesicht.

Die war nahe! Freund glaubt, einen Schrei gehört zu haben. Unsinn! Aber es läßt ihm keine Ruhe, er ist zuerst

hoch, raus! Die andern sind noch in ihren Löchern. Aber da, wo der Keller ist, wo die MG.-Bedienung lag, ist alles weg.

Ein einziger großer Trichter.

Ein paar Fleischfetzen, sonst nichts, gar nichts. Mit offenem Munde staunt Freund die Zerstörung an, die dieses einzige Geschoß angerichtet hat.

½3 Uhr. Kunkel hat den Kopf ganz tief eingezogen. Am besten, man würde schlafen. Vielleicht merkt man dann nicht, wenn das entsetzliche Ende kommt! Es muß ja kommen. Im Schlaf ist der Tod süß! Essen kann man nicht, rauchen nicht, denn der rauchgebeizte Hals brennt wie Feuer. Man kann nicht lesen, nicht schreiben, nicht sprechen, sich nicht bewegen in der engen Höhle — nur dulden — aushalten. —

Verfluchte Sauerei, warten zu müssen, bis einen so'n Zwanzig-Zentnerklotz zusammenstaucht. Ihr Lumpen! Hätten wir je so 'ne Artillerie gehabt, wo wäre der Krieg!

Der Feind trommelt weiter. Granaten — Minen — Gas. —

Da kommt der Leutnant gesprungen, fällt ausgepumpt wie ein leerer Schlauch in ihre Grube, Mütze und Rock sind zerrissen, und sein Gesicht ist verstört.

Sprechen kann er nicht, aber sie sehen es ihm auch so an, daß irgend etwas passiert ist. Er lehnt den Kopf an die Wand, atmet kurz, schließt die Augen. Nach einer Weile schreibt er eine Meldung:

„An I. Bataillon. 5. Kompanie schwerste Verluste. Besatzung des Nordgrabens aufgerieben, MG. dort stark beschädigt. Bedienung des 2. Gewehres gefallen, Gewehr

zerstört. Mein Stollen eingequetscht, Melder und Stoßtrupp tot. Ich befinde mich beim Rest des zweiten Zuges in Berny. Dorf wird gehalten, für weitere Besetzung reichen die Kräfte nicht mehr aus. Kein Anschluß an die Nachbarn."

„Zeiß!"

Der Leutnant stößt den Arm hoch. Zeiß hat verstanden. Nimmt den Zettel, nimmt die Zigaretten, die ihm sein Kompanieführer im voraus schenkt, dann reicht ihm der Leutnant die Hand, nickt ihm zu, und dann macht sich Zeiß fertig. Er wartet erst noch das Niederbrechen der nächsten Salve ab, dreht sich, winkt noch einmal den Kameraden zu und dann —

Sprung — ab — zum blutsauren Gang, meterweise durch eisenüberschüttetes Land kriechen, hochschnellen in den eben aufgesprengten Trichter, warten, bis die berstenden Lungen sich beruhigen, gasüberströmt, einziges Lebewesen in dieser zerkraterten Wüste.

Zum Park!

Äste stürzen krachend auf seinen Rücken, Baumwurzeln tanzen in der Luft, schwanken wie Rohrhalme, von Eisenfäusten geschüttelt — die Erde kocht, braunschwarz zischen die Fontänen um ihn hoch, der Luftdruck einer ganz Schweren schleudert ihn ins Astgewirr eines umgestürzten Baumes. —

Aach, liegen bleiben! Es ist ja egal, ob ich hier oder 50 Meter weiter da vorn liegen bleibe!

Aber die Meldung! Hoch! Einmal muß doch die Feuerwand durchbrochen sein! Wo bin ich denn eigentlich? Hier findet sich ja kein Mensch mehr zurecht! Dorthin? — Nein,

daher kommen ja die dynamitgeladenen Biester! Also dahin!

Ein Schlag ins Kreuz. Zeiß kugelt in den Trichter zurück, liegt auf dem Rücken, starrt mit weitaufgerissenen Augen in den Himmel. Da rauscht ein unheimliches Etwas heran, ein riesiger Vogel schießt mit glitzernder Brust und donnernden Schwingen aus dem schwarzen Dunst zum Greifen nahe über ihn hin, daß er ihm die grellbunten roten und blauen Federn ausreißen könnte — so nahe, als wolle der unheimliche Geier ihn mit seinen weit heruntergespreizten Fängen packen und hochreißen.

Eine wahnsinnige Angst jagt Zeiß hoch. Los! Jetzt ist doch alles egal. Da ist der Graben. Hier muß ein Melderloch sein. Wo nur? Vielleicht weiter hinten. Da ist es ja. Da ist ja der Posten von der Meldekette, hockt an der Wand.

„Du! Du!“ Er schüttelt ihn.

„Ich hab' 'ne Meldung! Du, hör doch mal — ich hab' — Der Kerl ist ja tot!“

Weiter, zum nächsten. Ein paar hundert Meter. Und der ist auch tot. Hier ist wohl alles tot? — Haha, dann bin ich der einzige Lebende auf der Welt! Ach was, die Welt ist tot, ist untergegangen, vielleicht mit irgendeinem Stern zusammengerannt oder von innen heraus geplatzt — jawohl, geplatzt, da schießt ja die kochende Lohe aus aber tausend Löchern der Gedärme heraus!

Alles ist tot! Nur ich bin übrig geblieben. Wem soll ich nun melden? Gott? Oder dem Teufel? Wer hat denn hier noch was zu sagen?

Sein Blick fällt auf die Meldung: An I. Bataillon!

Der Hauptmann! Wenn Gott und alle Teufel nichts mehr zu sagen haben, dann unser Hauptmann! Der muß die Meldung haben!

Also zum Bataillon! „Da muß ich hin!“ Und da kommt er auch hin. „Ich hab's geschafft. Bin durch!“ Er guckt auf die Uhr. Genau ein Viertel nach 4.

Da ist der Stollen. Da muß er doch sein! Aber das Loch ist ja so verflucht eng. Da hat der Hauptmann wohl einen aufs Dach gekriegt?

Hinein. So dunkel, und so still?

Ist das ein Bataillonsgefechtsstand? Die Herrschaften schlafen wohl gar? Während wir da vorne — ich will doch mal Licht machen. Streichhölzer her. So —

„Wwwwaaas ist denn d—a—s? Wwwwaaas ist —“

Da liegt der Hauptmann — auf der Erde — nur noch Brust und blutiger Kopf, das andere ist unter einem Lehmberg vergraben. Da muß ein Stollenquetscher reingegangen sein! Tja, und der Hauptmann ist tot. Und die andern sind wohl auch tot, die Leutnants und die Melder — natürlich, alle tot. Und dann bin ich wirklich der letzte Überlebende. Und meine Meldung? Die kann ich ihm nicht mehr geben. Tja, und dann ist euch Kameraden da vorne auch nicht mehr zu helfen. Dann ist Berny tot, Kalt tot, Freund und Kunkel und der Sanitäter und der Leutnant —

Tja, dann ist nichts mehr zu machen. Dann muß ich wohl meine Meldung bis in alle Ewigkeit behalten.

Der kleine Zeiß ist dem Weinen nahe. Ein ihm bisher unbekanntes Schluchzen erschüttert seine Brust, aber es kommt keine erlösende Träne in seine Augen.

Vorn gleitet die Feuerwalze über Berny, zerschlägt die

letzten Steinhaufen, stampft die Mauerreste glatt, schüttet die Keller zu, und die Splitter des feurigen Regens zischen den letzten Verteidigern ins Leben. Der Leutnant hat Scheffer, den tüchtigen Scheffer, hinüber zum 3. Zuge geschickt, er ist in 1½ Stunden nicht wieder zurückgekommen. Den Ludolph findet der Leutnant mit abgerissenen Beinen neben dem toten Ruth in einem Blutstrome schwimmend. Die Leuchtpistole ist noch in seiner verkrampften Hand, und als der Leutnant sie ihm herausnimmt, sieht er, daß sie schon abgeschossen ist. Der Todwunde hat wohl in seiner Todespein den Notruf zum Himmel gesandt, und der buntschillernde Stern hat seine Seele mit hinaufgenommen in die Ewigkeit; aber die Hilfe für die Kameraden ist ausgeblieben.

Der Leutnant sinnt. Warum kam das Sperrfeuer der eigenen Artillerie nicht? Sind die Rohre zerschmettert? Die Protzen leer? Hat niemand das Zeichen gesehen? Sollen wir diesen Kampf allein kämpfen bis zum Letzten?

Ein Blick auf die Uhr. 3 Uhr 45! Jetzt müßte der Zeiß doch hinten beim Bataillon sein!

Verstärkungen? Ein wehes Lächeln huscht dem Leutnant um den Mund. Und wenn schon, sie kämen doch nicht nach vorn. In diesem Feuer nicht.

Ein Brausen und Donnern reißt seinen Kopf hoch. Fünf, sechs Flieger stürzen im Tiefflug herunter.

„Jetzt ist's soweit!"

„Raus!" schreit der Leutnant den andern zu.

Sie stürzen heraus, recken sich, atmen tief, spüren, die Feuerwalze geht über sie hinweg, der Feind riegelt ab — jetzt muß er kommen — da ist er schon!

Es bleibt keine Zeit mehr zum Besetzen einer Linie, zum Bilden einer Kette. Die Trichter sind ihre Stellung, um die sie sich wie ein Igel zusammenballen — denn da sind sie schon zu Hunderten — nein, viel mehr — gegen die paar Mann.

Leuchtkugeln! Sperrfeuer!

Der Leutnant stößt die Pistole hoch, die andern schießen ihre Gewehre in die dicken Haufen. Noch eine Leuchtkugel, noch eine —

Himmel, wo bleibt unsre Artillerie? Keine Antwort — kein Schuß —

Im Rauch des feindlichen Abriegelungsfeuers erstickt und verzuckt der Hilfeschrei.

Schüsse bellen. Das Geschwader kreist wie irrsinnig über ihnen.

Sonnenschein, der Sanitäter, wirbelt um sich selbst, schlägt lang hin, schreit: „Kameraden!"

Von rechts her gellende Rufe: „En avant!" Und dann lang gezogen: „En avaaant!"

Ihre Stielhandgranaten krachen dazwischen, Aufschreie — da bricht Freund in die Knie, klammert sich mit der Linken an den Mauerrest, reißt noch einmal das Gewehr hoch, aber die lahmen Arme haben schon keine Kraft mehr, sein Blick geht zu Kalt hin, der Handgranate um Handgranate schleudert, dann fassen seine Hände ins Leere.

Von rechts, von links schwärmen die Blauen heran, eine Flut, die kein Damm aufhalten kann. Der Leutnant ist mittendrin, schlägt, schießt, haut um sich, wirft einem die leergewordene Pistole krachend ins Gesicht. Döhns Gewehrkolben schafft ihm noch einmal einen Augenblick Luft,

aber dann ist auch Döhn nicht mehr da — ein stechender Schmerz fährt bohrend durch des Leutnants Brust.

„Deutschl—!“ will er rufen, aber ein Blutstrom schießt mit zum Munde heraus, seine Beine werden so schwer, so schwer, und da spült die blaue Flut auch schon über ihn hinweg.

Nur Kalt und Kunkel wehren sich noch, tauchen aus der Brandung noch einmal auf. Drei, vier Blaue stoßen ihre Bajonette nach Kunkel, der keine Waffe mehr in den Händen hat. Ein harter Schlag trifft Kalt von hinten auf den Kopf, daß er vornüberstürzt. Seine Sinne schwinden, der Kampf hat alle Kraft von ihm genommen, er hört nichts mehr, er sieht nichts mehr, vor seinen Augen ist ein einziger roter Schein wie feurige Morgenröte. Unter ihm ist die Erde so weich, als läge er auf zartem Flaum gebettet. Ganz leicht ist ihm ums Herz, er weiß, er hat gekämpft, wie ein Soldat kämpfen soll. Er braucht sich nicht zu schämen, wenn er die Kameraden im Jenseits wiedersieht, und sein Junge, sein Junge wird einmal stolz auf seinen Vater sein.

Sein Junge!

Das wird einmal ein echter deutscher Junge, über den sich auch dein Vater nicht zu schämen braucht. Leb wohl, mein Junge, leb wohl!

Sieh, da ist schon das Morgenrot einer neuen Zeit! — Leb wohl! — Es — war — doch — schön — mein — Junge —!

Und langsam, ganz langsam legt sich sein Kopf in die lichten roten Schleier, in die leuchtende Morgenröte eines neuen Tages, die seine Augen noch gesehen haben.

Der Todspieler

In Siebzehn war's. Die Frühlingssonne schien
uns warm ins Herz. Bei Lens und Salaumines
in festen Gräben unsre Kompanien,
am Bahndamm drüben leichte Batterien,
so lagen wir und freuten uns der Stunden,
indes vernarbten unsre letzten Wunden.

Als Adjutant beim Stabe der Brigade
kannt' alle Wege ich und Trampelpfade
und säumte nie — wenn es dem Dienst gefiel —
und lauschte jenem wundervollen Spiel,
das aus dem buschumsteckten Zelte drang
wie ferner Zeiten seliger Gesang.
Denn alles Edle, alles Hohe, Schöne
entstieg aus Spanaus Hand dem Reich der Töne.

Des Leutnants Fahrer hatten eines Nachts
aus Lens ihm einen Flügel mitgebracht,
wohl wissend, welcher Kunst er Meister war!
Oft sang und spielte er, und seine Schar
sah man im Grase liegen oder sitzen
rund um den Flügel zwischen den Geschützen.

Das war mir g'rad', als sei in diesem Bild
ein holder Friede sichtbar eingehüllt,
als könnt' in diesen heiligen Bezirken
nur eine güt'ge Gottheit gnädig wirken!

Da kam d e r Tag und kam sein letztes Spiel!

Im Morgenrot verweht die dunkle Nacht,
und wie der Schatten letzter Schleier fiel,
fällt auch der Würfel einer neuen Schlacht!

„Alarm!" — In Deckung rüstet sich die Kompanie.
„Sperrfeuer schießen!" hallt es von der Batterie
zu uns herüber, und erbleichend sehn
den Leutnant wir im Feuerhagel stehn.
Ringsum ein Meer von Rauch und Blitzen
aus krachenden Granaten und Geschützen.
Doch wie uns jäh noch das Entsetzen packt
und in den Adern heiß das Blut uns wühlt,
auf einmal — Horch! Musik! Ein voller Takt,
und wieder einer! Ha! Der Leutnant spielt,
umbraust von der Geschosse Feuerchor!

Wir drängen alle aus der Deckung vor.
Und während Ton um Ton ins Ohr uns dringt,
spricht plötzlich einer: „Horcht! Der Leutnant singt!"
Und zwischen Schuß und Schuß, vom Sturm zerweht,
schwillt laut und lauter Körners Schlachtgebet:

„Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich.
Vater, du, führe mich!“

Ein einz’ger Schlag vom Himmel niederzuckt!
Betäubt wir stürzen in die Knie geduckt
und springen wieder auf und starren wild
hinüber auf das grausig-hehre Bild.
Von Pulverrauch und Feuer heiß umqualmt,
sind zwei Geschütze ganz zu Schutt zermalmt.

„Mit zwei Geschützen!“ gellt in wehem Grimme
des Leutnants schneidende Kommandostimme.
Und während sein Befehl die Brunst durchweht,
quillt aus den Händen ihm das Dankgebet.
Ein kaltes Zittern läuft durch unser Blut.
Die Hände faltend, lauschen wir, erschauernd
vor solcher Größe, solchem Heldenmut,
der, Zeit und Ewigkeiten überdauernd,
uns plötzlich wie ein loderndes Fanal
mitsingen heißt den heil’gen Bittchoral:

„— und flehen,
willst stehen
uns gnädiglich bei.
Daß deine Gemeinde
Nicht Opfer sei der Feinde.
Dein Name sei gelobt,
Herr, mach uns frei!“

Da brüllt mit einem letzten Feuerstrahl
die Erde auf. Ein Kreischen, Stahl auf Stahl,
und zwischendurch ein Ton, so schrecklich gellend,
aus dunklen Tiefen bis zur Höhe schnellend,
der schneidend bitter uns ins Herz gedrungen.
Da wurden unsre Seelen weh und bang.
Wir spürten's gleich: Zu Ende der Gesang!
Sein Herz und seine Saiten sind zersprungen!*



* Leutnant Spanaus, Führer einer 9-cm-Kanonenbatterie, spornte Ende Juni 1917 seine Kanoniere während der Schlacht zur höchsten Hingabe an, indem er auf einem Flügel in der Batteriestellung Lieder spielte, bis eine 38-cm-Granate seinem Leben ein Ende setzte.

Der Wach

Bei uns hieß er tatsächlich so, nicht anders, obwohl auf seinem Taufschein und in der militärischen Stammrolle ein ganz anderer Name stand. Aber der war so unbekannt und unwesentlich, daß er gar keine Rolle spielte. Er hieß eben einfach „der Wach“, das heißt, solange er noch Musketier und Spinner war. Mit den Achselstücken erhielt er auch im Bataillon den Titel Herr und Leutnant und wurde fortan „Leutnant Wach“ genannt.

Wie er zu dem Namen kam?

Nun, die Sache ist wohl so gewesen: Irgendwo in den Champagnekämpfen des Frühjahrs 1915 hatte der junge Kriegsfreiwillige zur Unzeit über die Deckung gesehen, obwohl wir wußten, daß drüben die Scharfschützen höllisch aufpaßten. Sei es Leichtsinn, sei es Neugierde, kurz, drüben im jenseitigen Graben schließt sich für einen Augenblick ein Auge, visiert das andere über Kimme und Korn, ein Zeigefinger krümmt sich, ein scharfer, peitschender Knall, und eine Sekunde später schmelzen in der Hirnzentrale des Kriegsfreiwilligen ein paar Nervenkabel, und der junge Mensch stürzt mit einem dumpfen Aufschrei schwerverwundet auf die Grabensohle.

Er war nicht tot. Der Puls ging noch schwach, und

der „Hm“, unser Stabsarzt, sorgte dafür, daß er schnell ins Lazarett kam. Dort lag er Wochen und Monate; dann heilte die Wunde, er aß und trank, wurde k. v. und völlig geheilt geschrieben, obwohl er es in Wirklichkeit nicht war.

Denn der Arzt kam nur am Tag, sah ihn morgens und abends, sah ihn munter und guter Dinge und fand alles in bester Ordnung. Was er nicht sah und auch nicht erfuhr, war aber, daß der junge Mensch einen Defekt im Gehirn hatte.

Denn während die andern Kameraden schliefen und sich im Urzustande atmender Ruhe erholten, lag der junge Mensch wach in seinen Kissen. Er las oder schrieb, war still und zufrieden, ohne die Qual des Nichteinschlafenkönnens, als habe er es nie anders gekannt. Und da sein Zustand ihm selbst keinerlei Beschwerden auferlegte und der Stabsarzt nichts davon gewahr wurde, wurde ihm sein innigster Wunsch, bald wieder zur Front zurückzukommen, endlich erfüllt.

Da blieb sein Zustand allerdings nicht verborgen.

Kurzschläfer waren gesuchte Leute! Die Gruppe, in die er kam, entdeckte seine fabelhafte Fähigkeit sehr bald, sehr zur großen Freude aller. Während die andern sich stöhnend im nassen Stroh wälzten, von schweren Träumen durchwühlt, erschöpft bis zu dem Wunsche, den nächsten Urlaub „restlos durchzuschlafen“, saß der Kamerad nach vollzogener Wache oder Schanzarbeit im Stollen, saß beim Kerzenschimmer und rauchte, las, schrieb oder ging im Graben spazieren und leistete den Posten oder Diensthabenden Gesellschaft. Dabei nahm er den andern auf der sowieso schon engen Pritsche keinen Platz weg, tat bis-

weilen auch Dienst für einen erschöpften Landser, was ihm besonders hoch angeschrieben wurde, und bekam hier seinen Namen „der Wach“.

Wichtiger war das andre: Er fiel auf. Fiel angenehm auf, nach oben!

Er verschlief sich nicht, er klagte nicht über Müdigkeit, er nahm alle Pflichten gern auf sich. Er bekam das E. K. Der Wach wurde Schnäpser und Spinner, er wurde Aspirant und kam eines Tages vom Regimentsgeschäftszimmer als Leutnant Wach wieder. Auch als Leutnant eben noch „der Wach“. Und dabei das besondere Lieblingskind von Hm, dem Stabsarzt, der ihn als Versuchskarnickel für seine Studien benutzte und in ihm einen ganz besonders seltenen „Fall“ sah.

Sein Gehirnmotor lief sozusagen in Dauerprüfung; die feinen Protoplasmakolben und motorischen Pleuel leisteten ihre Arbeit in gesteigerter Tourenzahl, scheinbar ohne Abnutzung, ohne Erschöpfung, weil die Hebel und Kabel in der Zentrale des Schlafes einmal durch einen feurigen Kurzschluß durchglüht und geschmolzen waren.

Scheinbar! Bis die Natur im kunstvollen Wiederaufbau das feine, ehedem zerstörte Getriebe im Gehirnmotor wieder in Gang gebracht und eines Tages die bis dahin ruhenden Räder sich wieder in Bewegung setzten. Natürlich geschah das bei einem besonderen Anlaß.

Die Kompanie lag in den zerschossenen Trichtern der Somme und erwartete den Angriff. Leutnant Wach mit seinen Getreuen, ein paar Dutzend Männern, die der feurige Wirbel noch nicht verschlungen hatte. Der Angriff

kommt, braust heran und bricht in die Kompanie des Leutnants Wach.

Weiter aber nicht! Denn diese Männer rollen sich wie ein Igel in der Riegelstellung zusammen und ziehen um sich einen feurigen Ring, den keiner ungestraft durchbricht. Sie halten den Tag und die ganze Nacht. Sie schießen und schlafen, erschöpft von der Blutarbeit. Nur der Leutnant ist munter, zählt die Handgranaten und Patronen, ölt das einzige M.G. und schießt ab und zu eine Leuchtkugel ab. So vergeht die Nacht und der zweite Tag, der Igel wehrt sich mit eisernen Stacheln nach vorn und nach den Seiten, bis endlich Hilfe kommt.

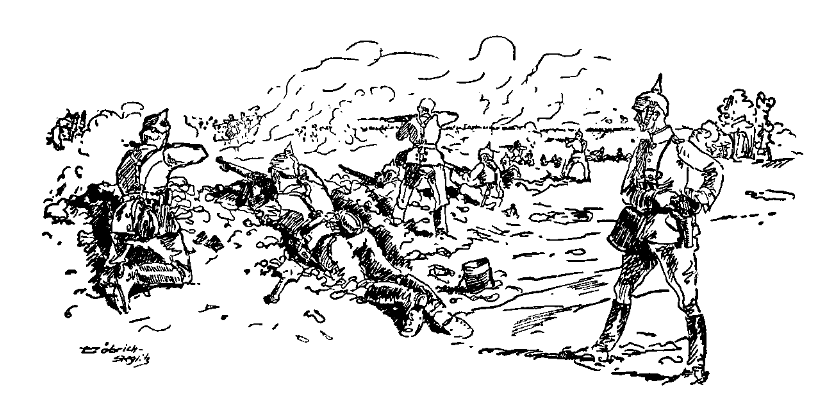
Der Gegenstoß schmeißt die Franzosen über den Hang des Hügels zurück. Da rollt sich der Igel auf und stürmt mit. Wie im Taumel stürzen sie vor, wirbeln die letzten Handgranaten in die Widerstandsnester und machen Massenarbeit. Leutnant Wach schlägt einem baumlangen Kerl die schwere Messingleuchtpistole zwischen die Augen, daß er lautlos zusammenbricht. Dann sind sie auch schon in ihrer alten Stellung, und kaum sind die Posten ausgestellt, ist der Wach verschwunden.

„Leutnant Wach?“

„Wo ist denn der Wach?“

Sie suchen ihn im Graben und finden ihn nicht. Sie suchen auf der Deckung und in den Trichtern und können den Führer nicht finden. Bis einer in den alten Stollen des Kompanieführers kommt.

Da liegt der Wach. Liegt auf der Pritsche und — schläft. Schläft so tief und fest, daß sie es gar nicht glauben können, daß er noch lebt.



Der Wach schläft! Einfach unglaublich!

Ja, er schläft. Das überanstrengte Getriebe seines Hirnes hat ausgesetzt, ruht sich, befreit sich von allen Schlacken und Rückständen, die der Motor in der Dauerarbeit angesetzt hat.

Er schläft so fest, daß sie ihn in einer Zeltbahn zurücktragen müssen, als der Kompanierest abgelöst wird, und wacht erst auf, als die ausgebrannten Reste des Bataillons verladen werden.

Da schlägt der Wach die Augen auf und will nicht glauben, daß er drei Tage und drei Nächte ununterbrochen geschlafen hat.

„Ich mußte! Ich konnte einfach nicht mehr! Ich weiß nicht, wie das über mich kam, aber ich hatte auf einmal ein grenzenloses Bedürfnis zum Schlafen. Aber nun bin ich wieder munter."

Der Stabsarzt stieß sein berühmtes „Hm, hm" aus und schüttelte den Kopf. Ich glaube, er war der einzige, dem es leid getan hat, daß sein Versuchskarnickel wieder normal war.

Morituri te salutant!

Die Oktobernebel verhüllen die flandrische Ebene. Aus den sumpfigen Trichtern, aus dem Paddegrund und den Niederungen des Stroombaches steigen die langen weißen Fäden und verschwimmen zu dichten Schleiern, aus denen die Schicksalsgöttinnen die Bahrtücher für so viele Kämpfer weben, deren Blut die lodernde Flamme der Treue am Altar des Vaterlandes speist.

Unsre Kampfdivision duckt sich in die Falten der aufgewühlten Erde und wartet gespannt, ob der Feind seine Angriffe auf Poelcapelle und Wytschaete im brauenden Nebeldunst wiederholen wird. Denn Collimolenhoek und Roddkruis, die Anmarschwege vorwärts der Straße Westrosebecke, die Flandernstellung mit ihren Betonklötzen und Grabenresten, alles liegt unter schwerem Dauerfeuer.

Wir ahnen, was kommen wird!

In diesem Gelände grünt kein Baum und kein Strauch mehr, weil der heiße Feueratem eines drei Jahre darüberhinbrausenden Kampfes alles versengt und vernichtet hat. Unsre Sinne sind hart wie das berstende Eisen, und die Welt um uns ist klein wie die engen Trichter, in denen die Kämpfer einzeln oder in kleinen Trupps hocken.

Rechts von uns liegen die Ruinen von Poelcapelle,

links die nahe Höhe 32 begrenzt unsern Blick vorwärts. Nach hinten sieht man allenfalls die Ehrenfriedhöfe der 233er und 234er, die einst in Liebe angelegt und gepflegt, jetzt aber zerwühlt und zersplittert wurden.

Und doch geht eine Kraft von dieser Heldenstätte aus. Denn die, die hier noch kämpfen, spüren in ihrem Nacken den heißen Blick aus brennenden Augen, mit dem die Geister das Würfelspiel um die flandrische Ebene verfolgen, die jene einst mit ihrem Leben erkauft haben, über die nun aber die unerhörten Feuerstürme dieses Krieges hinwegbrausen.

Um den Unterstand des Kampftruppenkommandeurs rast der Feuerwirbel besonders stark. Die Trampelpfade der Melder haben diesen Befehlsplatz den englischen Fliegern verraten. Nun weichen sie Tag und Nacht nicht von ihrem Platze. Auch in dieser Nacht haben ihre Leuchtraketen die Dunkelheit mit künstlichem Licht erhellt, und der milchweiße Schein gießt sein erbarmungsloses Licht über heimstrebende Verwundete, vorhastende Trägertrupps und Verstärkungen. Bomben und die Spitzgeschosse der M.G. schießen aus der Luft herab und setzen ihr mordendes Werk nun auch in der Nacht fort. Erst als die Nebel aufkommen, müssen die Flieger weichen.

Mit einem gewaltigen Feuerschlag erwacht der 4. Oktober. Von Brodseinde bis hinauf nach Langemarck zuckt ein einziger feuriger Wall um uns auf.

Alarm!

Der Kampftruppenkommandeur, Hauptmann von Schlemmer, sieht seinen Adjutanten an:

„Haben Sie schon mal Ahnungen gehabt, Hotho?“

Der Leutnant schüttelt lachend den Kopf: „Nicht daß ich wüßte. Höchstens die: Mir kann keiner ...!“

„Aber das brüllt heute lauter als Verdun oder Somme!“

„Weiß Gott, der Tag kommt rot in unsern Gefechtskalender!“

„Morituri te salutant!“ spricht der Hauptmann langsam vor sich hin; aber der Leutnant hat's doch gehört und blickt erstaunt in die Augen seines Hauptmanns, in denen das Wissen zu lesen ist, das Wissen um ein unabwendbares Geschick.

Dann klettert der Hauptmann die paar Schwellentritte empor, die aus der Hausruine ins Freie führen. Denn die Betonplomben, die man der alten Bude eingeflickt hat, machen sie nicht vertrauenerweckender. Draußen im Trichter sind die Lebensbedingungen günstiger, und außerdem sieht man, was um einen vorgeht!

Zwar hebt sich der Nebel langsam, aber die Sicht wird nicht viel günstiger.

Das Kampfgelände ist eine wirbelnde, quirlende Vulkanlandschaft, ein rauchender Vorhang aus Qualm und Feuer, der das heldische Spiel verhüllt, das über die dröhnende Bühne rauscht. Selbst das Glas durchdringt die Wand nicht, hinter der die schwarzen und weißen Lose des Kampfes fürchterlich geschüttelt werden!

Der Adjutant bettet sich neben dem Hauptmann auf den feuchten Trichterrand und sieht nach der Zeit.

6 Uhr.

Langsam späht der neue Tag mit seherischen Augen ins Dunkel des Feldes. Da flammen plötzlich in jäher Hast die

Leuchtzeichen hoch, und die bunte Kette der perlenden Lichter jagt hilfeflehend hinauf in den Himmel.

„Tommy kommt!“

Unwillkürlich ist der Hauptmann aufgestanden. Jetzt wird das Bataillon, sein Bataillon, seinen Mann stehen müssen. Sein Atem geht kurz und schwer. Unerträgliche Minuten, in denen die Ungewißheit an den Nervensträngen reißt! Er legt die Hände an die Ohrmuscheln und lauscht in den rollenden Feuerwirbel. Dann blitzen seine Augen auf:

„M.G.-Feuer!“ — „Ein paar Gewehre sind doch noch da!“

Hotho nickt. Aber sein Herz ist nicht froh. Das ist nicht die brausende, wildaufschwellende Flut aus Dutzenden Maschinengewehren, die einen eisernen Wall vor dem Feinde aufbaut. Das klingt ja so dünn, verflucht dünn und wird immer schwächer.

Nervös trommeln seine Finger auf der Kartentasche. Sein Hirn martert sich um die Frage: Was ist denn da vorn los?

Nun hat auch der Hauptmann das gemerkt. Er reißt den Leutnant an der Schulter hoch.

„Hotho! — Die schießen ja gar nicht mehr!“

Vor ihnen taucht aus Dunst und Dampf ein einzelner Mann auf, rennt dem Gefechtsstand zu. Sie rufen, winken ihn heran. Es ist ein Feldwebel. Der kann Auskunft geben!

Er steht, sieht den Hauptmann starr an, erzählt stockend: „Mit seinem eignen Feuer kam der Tommy, stand plötzlich mitten unter uns. Wir hatten gar keine Zeit mehr, die Gewehre hochzureißen. Der Nebel hat uns ja blind gemacht. Auch hinter uns waren sie schon, müssen von rechts her

gekommen sein. Von allen Seiten schlugen sie auf uns los. Da vorn ist nichts mehr — —“

Der Hauptmann weiß genug.

Es ist heller Tag geworden und helle Klarheit. Links über die Höhe quellen schon die dichten Massen der Engländer — stoßen auf die alte Artilleriestellung im Grunde, wo ein einzelnes deutsches Maschinengewehr sich eingenistet hat. Das hämmert den Stürmern seine spritzende Saat ins Gesicht und nagelt sie 80 Meter vor sich an die Erde. Englische Leuchtzeichen flammen auf, und kurz darauf saust die stählerne Peitsche des Feindes auf das M.G.-Nest mit krachenden Hieben nieder.

Hotho hat alles aus dem Unterstand gejagt. Melder, Telefonisten, der Adjutant und der Hauptmann greifen zu den Gewehren, verteilen sich in den nächsten Trichtern. Gleich wird der Feind da sein. Nun sind sie die letzte dünne Mauer vor dem Engländer!

Von rechts her hetzen noch ein paar heran, Leutnant Kirchgäßner und ein halbes Dutzend Leute, denen es gelungen ist, sich bis hierher durchzuschlagen. Der Hauptmann winkt sie in die Trichter.

Da hebt der Feldwebel die Hand, weist nach vorn.

„Da sind sie!“

Von Trichter zu Trichter springend, leichtfüßig eilend, wippen die flachen Tellerhelme heran.

„Feldwebel! Sofort zurück! Melden Sie: Feind hat Stroombach nördlich von uns überschritten und III. Bataillon überrannt. Gegenstoß gegen Höhe 32 ansetzen! Wir halten hier bis zum Ende. Ab!“

Nun ist keine Zeit mehr zum Befehlen. Der Feind ist da.

Sie liegen in den Trichtern, gellend peitschen die ersten Schüsse aus den Gewehren. Der Tommy stutzt, duckt sich, späht, denn noch weiß er nicht, wo die Deutschen sitzen, die ihm den Weiterweg versperren. Und sobald einer von ihnen über den Trichterrand späht, fährt ihm zischend das heiße Eisen zwischen die Augen. Eine Viertelstunde geht das so, dann brausen auch hier die stählernen Höllenhunde heran und bohren sich rings fletschend in den Boden.



Eine Flut von Geschossen überschüttet das kleine Häuflein, das sich ohnmächtig unter dem Eisenhagel duckt. Genau Strich schießt die englische Artillerie, und jeder Schuß sitzt in der Linie. Da drüben verströmt Leutnant Kirchgäßner sein Blut aus einer fürchterlichen Halswunde; wohin der Hauptmann sieht, wunde und zuckende Leiber. Eben hat's den Hotho erwischt. Der Hauptmann hilft ihm, das Bein zu verbinden.

„Morituri te salutant!“ schreit ihm der Hauptmann ins Gesicht, klimmt wieder den Trichterrand hoch, späht, schießt. In wilder Verzweiflung, denn er weiß, es geht ums Ende.

Nein, noch nicht!

Atemlos stürzt ein Melder, umtanzt von Riesenfontänen einschlagender Geschosse, heran, kollert auf den Leutnant.

„Der Gegenstoß, Herr Hauptmann!“

Wirklich?

Das I. Bataillon stößt vor, stößt durch die Sperrfeuerwand, überwindet das Trichtergelände, stürzt in Richtung der alten Artilleriestellung, wo noch immer das einsame Gewehr ab und zu aufbellt.

Nun sind sie mitten im Geschoßhagel, fallen, bleiben liegen. Ach, die bleiben ja alle liegen! Nur ein paar Mann kommen bis in die Artilleriestellung. Noch einen gewaltigen kurzen Feuerschlag lenkt der Engländer auf das M.G.-Nest, dann bricht er vor. Nun ist auch dieser Widerstand ausgelöscht!

Der Hauptmann weiß, nun ist keine Hilfe mehr. Um ihn herum liegt alles im Blute, bis auf die drei in dem einen Trichter: er und sein wunder Adjutant und der Melder. Nach drei Seiten wehren sie sich, ab und zu schießend. Schweigend verrichten sie ihre Arbeit. Schießen, wenn irgendwo ein Tellerhelm über Trichterkrater lugt, ducken sich, wenn die heiße Lohe prasselnd über ihnen zusammenfährt.

Über ihnen in der Luft ist einmal ein malmendes Krachen, ein Dröhnen von Eisen auf Eisen, das Aufheulen eines Motors, dann stürzt nur wenige Meter von ihnen

ein von Volltreffern erfaßter deutscher Artillerieflieger zerschmettert nieder.

Da erhebt sich die englische Linie auf Trillerpfiff. Von allen Seiten laufen sie heran, grad, als ein Splitter dem Leutnant die Faust vom Gewehr reißt.

Der Hauptmann schiebt den letzten Rahmen Patronen in die Pistole, tippt den Melder an.

„Melden Sie: In der Front des Bataillons kein Lebender mehr. Es lebe Deutschland!“

Heilige Nacht

Wieder kam die Weihnachtszeit! Zum dritten Male werden unsre Weihnachtslieder in das Rauschen der eisernen Kriegsvögel klingen! Wir sorgten uns nicht darum, hatten in 14 und 15 ruhige und schöne Weihnachten gefeiert, da würde diesmal das Fest wohl ebenso verlaufen, denn am 1. Dezember war die Division aus der Front in Ruhequartier gezogen worden.

Unser Bataillon lag in Barbeize, in der Champagne, in Ruhe. Und wie erholten wir uns da! Dienst — stramm, jawohl. Aber dafür wurden die Abende zu gemütlichen Feiern, und wir begannen langsam, auf das Fest zu rüsten. Diesmal sollte es allerlei nette Überraschungen geben; die letzten Kontributionsgelder waren für Geschenke einbehalten. Ein Kommando war bereits nach Deutschland unterwegs, diese einzukaufen; der „Gesangverein" hielt die ersten Probestunden. Nur wenige Tage noch, dann ...

Da riß uns die noch einmal auflodernde Flammenschlacht von Verdun zurück in ihren brodelnden Kessel.

Alarm!

Jäh reißt uns das harte Wort aus den Quartieren. Nebel und Dunst eines kalten Dezemberabends verschlucken die durcheinanderwirbelnden Kompanien.

Abmarsch! Verladen!

Ade, ihr schönen Abende bei Trunk und Spiel und Freude! Ade, ihr warmen Betten, ihr französischen Plappermäulchen! Ade, du sinniges Weihnachtsfest!

Wir müssen ein eisernes Kyrie singen.

Guignicourt. Aussteigen!

Fernes, dumpfes Geschützrollen stimmt auf die Wirklichkeit ein. Und gleich darauf reißt uns die quirlende Schlacht in ihren Feuerrachen.

Vormarsch auf Ornes. Da vorn strafft sich die eiserne Kette bis zum Zerreißen unter den Keulenschlägen Mangins, stemmen die Reste von 15 deutschen Bataillonen die Hacken in den Schlamm und halten die Front nur durch Opfertod. Mangin hat Bras und Fort Vaux gestürmt und berennt das Bois de la Vauche und den Chauffourwald. Da vorn stirbt Oberst Kaisenberg mit den Letzten der 6er Grenadiere, um der Heimat ein deutsches Weihnachtsfest zu sichern. Aus dem Hassoulewalde brodeln Rauchdämpfe von Flammenwerfern in den wirbelnden Dezemberschnee. In der Chambretteferme stehen nur noch sieben deutsche Verteidiger aufrecht, als der Feind in den Trümmerhaufen eindringt.

Wir klammern uns vor der Ferme an den Boden, flicken mit dürftigen Hilfsmitteln Trichter zu Grabenstücken zusammen, doch die lockere, tausendfältig aufgewühlte Erde spottet aller Mühe und bricht mürbe unter unsern Fingern zusammen.

Und dann überfällt uns der Regen, dieser endlose Regen, Tag und Nacht und Nacht und Tag. Wir sinken in den Schlamm; längst sind Mäntel und Kleider nur noch Lehm-

klumpen, unsere Gewehre, Brotsäcke, Handgranaten Schlamm und ekler Mist. Nur ein Trost in all dem Elend: Beim Feind ist's ebenso!

Der 20. Dezember kommt und vergeht unter Qualen. Essen? Wir können nichts essen. Der Ekel würgt uns im Halse. Nur trinken, trinken! Und wir haben doch alle schon längst nichts mehr zum Trinken! Heute abend muß eine Gruppe zurück, muß Essen holen und die Feldflaschen füllen. Endlich sinkt die Nacht. Ein Unteroffizier geht mit einer Gruppe in die Nacht, kommt beim Morgengrauen zurück, ohne Essen, ohne Kaffee.

Wir schlucken das verseuchte Schlammwasser der Granatlöcher.

Der 21. Dezember. Wir haben 12 Verwundete. Fast neidisch blicken wir den Kameraden nach, die nun ins Trockene kommen. Wenn doch nur etwas aus der Feldküche käme! Heute abend werde ich selbst gehen, vielleicht, daß ich eine der eingebauten Küchen finde, deren es hier geben soll.

Wir marschieren im Dämmerlicht ab, gehen einem Feldbahngleis nach, dem einzigen Wegweiser in dieser zerfressenen Pockenlandschaft. Wie töricht! Kaum sind wir einen Kilometer gegangen, da faucht es von allen Seiten auf uns herab. Feuerüberfall! Natürlich gilt das der Feldbahn! Wir ducken uns in die Löcher, springen — stürzen atemlos auseinander, keuchen noch, als der Spuk schon längst vorüber.

Meine Leute? — Ich rufe, pfeife. Aus den Schlammlöchern hier und da tauchen sie nacheinander auf, alle, bis auf einen, den Krankenträger Simon. Wir finden ihn

nicht. Finden auch die Feldküchen nicht, suchen und suchen in diesem grauenvollen Gelände.

Doch, da! Ein Licht, ein Stollen!

Wir fallen hinein, angezogen von dem warmen Dunst, dem köstlichen Labeduft, der aus den großen Kaffeekesseln strömt. Zwei, drei hemdärmelige Gestalten hantieren im molligen Raume. Pioniere sind's, die für das Kommando ihrer Kameraden kochen.

„Kaffee!" lallen wir.

Sie sehen wohl an unsern stieren Augen, wie heißhungrig unser Verlangen ist. Wir füllen unsre Becher und schütten den kochend heißen Trunk in uns hinein.

Seit vier Tagen der erste warme, labende Schluck.

Dann folgt ein Drama. Meine Leute beginnen, die mitgebrachten Feldflaschen zu füllen. Jeder hat vier Stück und die Kochgeschirre dazu. Aber da wehren die Pioniere ab, werden saugrob und stellen sich drohend vor ihre gefüllten Kessel.

„No, no, Lands, wir brauche unsern Kaffe selbscht!"

Ich greife ein, erkläre, daß wir seit vier Tagen in Dreck und im Schlamm, ohne Schutz, ohne die geringste Verpflegung da vorn in den Trichtern liegen, daß wir den Kaffee haben *müssen*!

Es hilft nichts. Sie wollen nichts weiter rausrücken. Erklären, daß sie dann ja noch einmal kochen müßten!

Nun schlägt's aber 13! Dann brauchen wir nackte Gewalt. Ich hebe meine Pistole, knalle gegen die Decke, und meine Augen blitzen die Hemdärmeligen scharf an. Kein Wort mehr!

Jetzt bekommen wir unsern Kaffee.

Hinaus, schnell, daß unsre Brühe noch warm zu den Kameraden kommt! Aber wo sind die? Da vorne, irgendwo da vorne, wo einzelne Leuchtkugeln blaß im Regendunste verglühen. Wir eilen, was die Lungen hergeben wollen. Als wir sie endlich finden, ist die Brühe doch nur noch lau. Verflucht! Und wieder kein warmes Essen!

So vergehen noch drei Tage!

Unsre Stollen, die wir zu bauen versuchen, geraten nicht; unsere Kunst versagt, erbarmungslos prasselt der Regen auf die über den Trichtern ausgespannten Zeltbahnen. Unsre Hände, unsre Gesichter sind nur noch Lehmklumpen. Bis an den Leib hocken wir im Trichterwasser und sehen um uns alles im Schlamm versinken.

Der Kampf ist völlig eingeschlafen. Wir haben genug mit den Naturgewalten zu tun. Und die da drüben auch.

Heiligabend! Kein warmes Essen, keine Ablösung! Sind wir denn ganz von Gott verlassen? Das Fieber wühlt in unsern Knochen. Die Erinnerung quält uns schmerzlich. Barbeize — Weihnachten in Ruhequartieren, Gesang, Freude!!

Wir starren uns an aus wachsbleichen Gesichtern, lesen einer in den Augen des andern seine Not.

Solche Weihnachten! Sind wir überhaupt noch Menschen? So elend! Nein! Doch ein Trost, ein Geschenk des Himmels. Der Regen hört auf, der Abendhimmel wird klar, ein Stern, ein Stern leuchtet uns am Himmel!

Drei, vier stehen um mich herum, starren wortlos den Stern an. Dann lädt mich der Gefreite Kühlewind ein; er hat doch einen Stollen fertigbekommen, ein Loch, zwei

Rahmen tief, kaum, daß sich zwei Mann gerade hinhocken können.

Mit einer Zeltbahn schließen wir das Loch ab. Nun komme, was will!

Wir hocken darin, wortlos, kaum, daß einer den andern anzusehen wagt, um nicht seine Qual hinausschreien zu müssen. Und dann begehrt der Trotz in uns auf. Nun gerade! Wir lassen uns doch nicht unterkriegen! Irgendeine Weihnachtsfreude will auch der ärmste Wurm haben!

Ich habe noch eine eiserne Portion, hole die Blechbüchse. Kühlewind reißt sie mit dem Messer auf. Da wir das Fleisch nicht kalt in die ausgedörrte Kehle bekommen, müssen wir es anwärmen. Ein kleines Kerzenstümpfchen wird aufgetrieben; wir klemmen es auf einem Hölzchen in die Wand und wärmen die Büchse über dem armseligen Flämmchen. Lange, lange dauert es, und doch wird die Büchse kaum warm. Dann essen wir und schauen stumm dem ersterbenden Lichtlein zu.

Am Morgen kommt die Ablösung. Wir atmen auf. Nun doch noch Weihnachten! Wir torkeln aus unsern Löchern, recken die Glieder, sammeln und ziehen am Feldbahngleis entlang. Da liegt einer zwischen den Schienen.

Vorsicht! Ein Toter!

Ich bin schon drüber weg, kehre um; richtig, trotz des Schlammes ist die rotgekreuzte Armbinde noch zu erkennen.

Krankenträger Simon!

Da ist unsre eben aufkommende Weihnachtsfreude schon wieder getrübt. Morgen müssen wir an offenen Gräbern stehn.

Vor uns tut sich ein Riesenstollen auf, breit, tief.

Gottlob, wir werden es trocken, werden es warm haben! Das ist ein molliges Heim, in das wir uns betten wollen.

Da schreit vorne einer laut auf.

Wir horchen. Was ist denn los?

Der Stollen steht brusttief unter Wasser!

Die eisernen Fäuste der feindlichen Artillerie treiben uns schnell hinein. Unser Kompanieführer, der Reutte, knirscht mit den Zähnen. Es hilft nichts. Zwei Tage wird die Kompanie hier in Reserve bleiben.

Auf schmalen Brettern hocken wir, stemmen die Beine gegenüber an die Wand.

Zwei Tage!

Hinter mir schluchzt einer wie ein Kind, dem alle Weihnachtsfreude genommen ist.

Frühlingsstürme

Frühlingsluft! In Brei und Schlamm erstarb der Winter. Peitschender Strichregen fegt das Artois und die flandrische Ebene, und naßkalte Nebelsäcke verblenden die Augen von Freund und Feind. Stumpf hocken die beiderseitigen Artilleriebeobachter hinter ihren Scherenfernrohren, die doch den dichten Schleier nicht durchdringen können.

Dankbar gegen verhüllte Sicht wälzen sich Ablösungskompanien und Arbeitsbataillone an die Front. In Wäldern und Häusergruppen, hinter Wegemasken und dichtem Weidengestrüpp ducken sich deutsche Divisionen und lockern das Schwert in der Scheide. Wenn die Sonne den hüllenden Nebelvorhang hebt, wird ein heldisches Spiel über die flandrische Bühne rauschen!

Unser Bataillon liegt in der Kolonie Faschoda, unweit von La Bassee, leckt noch die Wunden, die uns die hinter uns liegende Schlacht geschlagen hat, und sammelt die letzte Kraft für den neuen Kampf.

Morgen, ja, morgen ist die Schlacht!

Wir wissen's alle, daß morgen sich das allzulange währende Kriegsgewitter in einer neuen Schlacht reinigen wird, die zwischen Ypern und La Bassee entbrennt.

Wird unser Blut, das uns gestern jauchzend bis vor die grünen Wälder von Compiègne trug, heute im Lys- oder Lawegrund verspritzen?

Unsere Stimmung ist danach. Wie junges Blut eben in die Schlachten geht! In diese Schlachten, da das kämpfende Deutschland noch einmal all seine Liebe opfernd auf den allmählich erkaltenden Altar des Vaterlandes legte!

Gesang und Freude schallt aus den Fensterritzen. Ich schreite durch die lange Reihe der einfachen Ziegelbauten zum Kasino, bleibe einen Augenblick da stehen, wo meine vierte Korporalschaft haust. „Nach der Heimat möcht' ich wieder!" singen sie da drin. Weidwund schleiche ich weiter und bin doch gleich wieder der alte, als mir von drüben, wo der erste Zug liegt, das „Haltet aus im Sturmgebraus!" entgegentönt. Das sind unsre rheinischen Jungs, die handfesten Kerle von Köln und dem Düsseldorfer Hafen, die sich nicht unterkriegen lassen.

Das gleiche Leben im Kasino. Heute abend fehlt keiner aus dem Kameradenkreise. Wessel, Zens, Schneider und Brandau beim unvermeidlichen Doppelkopp. Denkt wohl keiner dran, daß er vielleicht seinen letzten Trumpf aufspielt! Die andern bei Bier und Branntwein. Noch blitzt die Siegerfreude der vergangenen großen Schlacht aus aller Augen, lacht Mund um Mund. Reutte singt, und Werth, unser Dichter, ist voll sprühender Laune. Der kleine Huwe hat die volle Kriegsbemalung angelegt. Hell glänzt der neuerrungene Hohenzollernorden neben dem Kreuz und der Sachsenmedaille. Schlachten sind seine Festtage, für die er sich besonders schmückt.

Der Kommandeur steht auf. Spricht. Von Deutschland,

das nun wieder auf uns sieht und wünscht, daß wir ihm seine Leiden kürzen und den Klotz dieses Krieges würgend auf die Feinde wälzen. Nur ein paar Worte, die uns ins Mark treffen. Und dann eine stille Pause, die wie Eidschwur ist.

Unsre Augen sinnen in die Ferne. Wandern sie zu den Bildern vergangener kochender Schlachten, oder wandern sie dem Liede nach, dem die vierte Korporalschaft eben Flügel lieh?

Langsam hebt die kleine französische Wanduhr zum Schlage aus.

Mitternacht!

Schicksale heben an. Was im Schoße der engen Stube bisher verborgen war, reißen die Mitternachtsschläge in die Weite des kommenden Tages. Ungeheures gebiert die wilde Nacht. In ihrem schwarzen Mantel kauert der Tod, bereit, Hunderttausende anzuspringen.

Sturmwind schüttelt die Kriegslose im flandrischen Becher, und Mutter Germania spitzt den hoffenden Griffel, Runen neuer Heldentaten ins Buch deutscher Geschichte einzugraben!

„An die Plätze, meine Herren!"

Wir tauchen aus der Helle des kleinen Raumes in die dunkle Nacht und streben den Kompanien zu. Da vorn wartet die Schlacht auf uns, um ihre rauschenden Flügel in die Sonne zu heben.

Der Marsch in Stellung bleibt unvergeßlich. Das Bataillon marschiert geschlossen mit nachfolgender Gefechtsbagage. Über Provin, Billy, Haisnes führt der Weg nach La Bassee. Die Nacht ist dunkel wie keine zuvor. Dann

kommt der Nebel, dieser dicke, zähe flandrische Nebel, der vor den Augen klebt. Kaum einer, der das unbekannte Gelände kennt. Und wenn auch. Hier irrt der sicherste Fuß!

Stockungen — längerer Halt. Ein paar vorausgesandte „Wegekundige" landen nach einer halben Stunde Kreislauf am Ende des Bataillons, schwören aber, den Flaschenweg gefunden zu haben. Weiter. Kurz drauf kommt von hinten die Meldung durch, daß die M.G.-Wagen nicht weiter können. Sind beim Ausbiegen vom Wege abgekommen und im Schlamme der Äcker steckengeblieben.

„Verfl ... Auch das noch!"

Ich haste nach hinten, da mir als M.G.O. des Bataillons die Maschinengewehre unterstehen.

Hoffnungslose Schweinerei! Es bleibt nichts übrig, als die Wagen zu entladen. Der Befehl fällt mir schwer, aber es geht nicht anders. Gewehre, Wasser, Munition müssen den Weiterweg getragen werden! Die Dunkelheit verschluckt das Bataillon, ich stehe mit den M.G.-Schützen und dem Trägertrupp allein.

Wir stehen, schaffen. Ich sinne: Wo sind wir nun?

Dann quälen wir uns vorwärts, Schritt für Schritt, in höllischer Finsternis und zähem Nebel, der uns vollkommen blind macht. Endlich der Flaschenweg!

Mit Leuchtfarbe gestrichene Flaschen sind auf Stöcken befestigt und sollen als Wegmarken nach La Bassee hinführen. Aber jede einzelne Flasche muß erst gesucht werden, denn diese kleinen Leuchttürme sind in dieser Nacht kaum einen Schritt weit zu sehen. Von hinten Zurufe, Stockung.

„Herr Leutnant, ich kann nicht mehr!"

„Ich weiß, Jungens, ich weiß."

Sie haben alle volles Gepäck, Handgranaten, reichlichen Mundvorrat, und nun dazu die schweren Munitionskästen, die drückende Last der Maschinengewehre, die Reservetaschen und die Wasserkessel. Und die Nacht macht den Weg ewiglang. Aber hinter uns steht der klare Befehl: Um 4 Uhr müssen die Sturmstellungen erreicht sein!

Herrgott, s o in die Schlacht!

„Jungens, es muß. Um 4 Uhr 30 beginnt das Wirkungsfeuer!"

Eine Weile spornt das an. Rastlos wandert der Zeiger meiner Uhr, während sich die Kolonne weiterschleppt. Stöhnend tappen wir durch die weiße Nebelwand.

Einer plumpst mit den schweren Kästen hin.

„Komm, ich helfe!" Ich belade mich mit seinen Kästen. Versuche, weiter aufzumuntern. „Jetzt müssen gleich die Artilleriestellungen kommen! Ich weiß, daß die Artillerie weit nach vorn gezogen ist. Wirklich, da ist neben mir ein Licht. Ein Posten ruft mich an. Ich befrage ihn.

„Ja. Dort sind die ersten Häuser von La Bassee. Beeilen Sie sich, gleich geht's los!"

Das Wort fliegt durch die Kolonne, strafft die erschlafften Muskeln und regt den mattgewordenen Willen wieder an. Da sind die Häuser. Mein Hirn martert sich mit der Frage: Wohin nun?

Alle vorausgesandten Einweiser befinden sich beim Bataillon. Wo soll ich im Gewirr der Gräben den schmalen Gefechtsstreifen finden, der uns als Ausgangsstellung zugewiesen ist?

Aus der Nebelwand fallen die ersten Häuser auf uns. Und da überfällt uns auch die Schlacht.

„Mit Gasgranaten geladen! — Batterie — Feuer!“

Ein rasender Wirbel von Stimmen, ein Krachen, Zischen vor, hinter, neben und über uns.

Tausendfältig flammen die Fackeln der Schlacht. Aus jedem Haus, aus jeder Trümmerspalte wirbelt der Todesmarsch, aus 240 im Ort bereitgestellten Geschützen.

Die Geschosse reißen rotgestriemte Feuergassen in die von schweren Nebeln trunkene Nacht. Tausend Feuerfackeln leuchten uns auf unserm dornenvollen Wege.

Da, vor mir ein Mensch! Springt mich an, brüllt, schreit etwas, das in diesem infernalischen Lärm nicht zu verstehen ist, zerrt mich an den Ärmeln mit sich. Ich verstehe. Er soll mir den Weg weisen.

„Mensch, lassen Sie sich umarmen!“

Und nicht lange darauf sind wir im Graben, in unserm Abschnitt. Ich finde den Bataillonsstab. Dem Kommandeur ist ein Stein vom Herzen gefallen.

5 Uhr.

Seit einer halben Stunde rasen die Schlünde. Nun hebt der Tag die weißen Bettvorhänge und wischt sich den Nachtschlaf aus den Augen. Wir stehen an den Grabenbänken und verfolgen mit sezierendem Blick den Gas- und Eisentod, den vor uns die 55. englische Division stirbt.

Irgendein Kamerad hat spitz gekriegt, daß ich in letzter Minute einen starken Tropfen ergattert habe.

„Pulle her!“ schallt's im Chore.

Ich weise mit dem Finger nach drüben. „Nachher!“

„Nein! Auf den Sieg!“



Der Grund ist stichhaltig. Und der Nebel liegt uns in den Knochen. Also! Was rund herum sitzt, trinkt aus dem Stammende.

Vier Stunden würgt der Tod. Die Gehölze und Gräben vor uns schütteln sich in Todeskrämpfen; dann ist's, als rauschten in den Morgendünsten dieses neunten Apriltages siegschwere Kränze. Der Uhrzeiger springt auf 8 Uhr 45. Der Todesmarsch der eisernen Schlägel ebbt ab und wirbelt Preußens Gloria. Gefesselter Zorn wird frei und schwillt über die Brustwehren hinaus. An Schründen und Sümpfen, an Waldsplittern und Grabentrümmern klaftert deutscher Siegwille vorwärts, Balmungschwerter wühlen tief in den Weichen des Feindes. Über uns rauscht der brandenburgische Aar wegweisend auf Richebourg. Daneben liegt Festhubert als gezackte Dorffestung, und die Gruppen arbeiten sich in Blut und Schweiß heran, stürmen, sinken.

Von den Dorftrümmern her peitscht rasendes Strichfeuer unsern Nacken, zapft uns Blutströme vom Leibe und stachelt unsre Wut zu dreimaligem Sturm. Siegwille

strafft zerfressene Bataillone, in Kompanietrümmern bäumt sich stahlharter Trotz, Leuthengeist füllt die Lücken.

Zwei Dutzend Offiziere liegen schon in ihrem Blut. Was noch lebt, duckt sich zwischen die Leichenhügel, um wenigstens die Siegesbeute dieses Morgens festzuhalten: die ersten beiden feindlichen Gräben!

Ich krieche durch Granattrichter, winde mich um Leichenhügel. Da — der kleine Huwe, ein Lächeln noch auf dem stummgewordenen Mund. Und auf der Brust gleißt ihm der Hohenzollernorden.

Gleich daneben Heistermann, der mir vor einer Stunde den Siegestropfen abzwang. Und dort Dönhoff. Herrgott, hast du sie denn alle —?

Vor mir rattert eins meiner M.G. Ich krieche hin. Es hält den Dorfrand unter Feuer.

„Recht so, Jungens. Das stärkt, wenn man noch Leben pulsen hört!“ Ich frage nach Feldwebel Reinerz.

„Liegt gleich rechts mit zwei Gewehren!“

Ich finde den Feldwebel mit Schulterschuß. Er bittet mich, ihn ein wenig herumzudrehen, da er gerade auf der wunden Schulter liegt. Nach mühsamer Arbeit gelingt es. Da taucht Wessel neben mir auf, schüttelt mir die Hand und weiß kaum ein Wort herauszuwürgen.

„Brandau ist gefallen, Jens auch und Schneider!“

Ich muß an den Doppelkopp denken.

Da rauschen plötzlich über uns wieder die eisernen Sturmvögel. Riesenhämmer fallen malmend auf die Dorftrümmer, und die Welt um uns lebt wieder. Verstörte Gesichter tauchen aus den Trichtern, verschlammte Uni-

formen heben sich aus Sumpflöchern, Verwundete wanken rückwärts, Verstärkungen schwärmen ein.

Wir reißen die dünne Linie der Stürmer hoch und sehen entsetzt, wie opferschwer der Blutgang für uns gewesen. Schneller und schneller beginnt unser Blut zu kreisen und reißt uns in tollem Schwung unter der eisernen Feuerglocke an die zermahlene Wand des Dorfes.

Festhubert ist unser.

Tschaluweit



Im Rückzug war's. Doch eh' ich euch erzähle:
Ihr wißt, wir lagen dort im Osten weit
als ferne Wacht bis an den Bug verstreut.
Als nun zur Heimkehr riefen die Befehle,
da kämpften, hungerten auf müden Tieren
wir uns durch Bolschewiken und Baschkiren
und schlugen uns in kleinen Trümmerresten
auf eigne Faust der Heimat zu, nach Westen.

So ritten wir — erst 20, 17 Streiter,
heut' morgen 13, jetzt noch 7 — weiter
nach Stern und Kompaß mitten durch den Wald,
bis endlich der Sergeant die Hand hebt: „Halt!

Sitzt ab! Die Gäule an die Bäume! Steckt
ein Feuer an, daß man nicht noch verreckt
wie'n räud'ger Hund, dem man das Blei nicht gönnt!"

Wir zäumen ab. Und bis die Flammen knittern,
daß endlich doch ein Lagerfeuer brennt,
stehn bei den braven Tieren wir und füttern
— rasch jede Schnalle prüfend, jede Lasche —
die letzte Rinde in der Satteltasche.
Dann hocken schweigend wir im Feuerkreis
uns nieder, wie so oft, in Schnee und Eis.
Kein Laut am Feuer. Knisternd frißt die Glut
sich an den Scheiten langsam in die Höh'
und wirft den rotgefärbten Schein wie blut-
gestriemte Gassen in den hellen Schnee.
Wir starren sinnend in den Flammenspuk.
„Verdammt!" knurrt wütend einer in der Runde,
„zu 13 ritten wir heut' übern Bug
und lachten gläubig in die Mittagsstunde,
da kam der Überfall. Sechs Sättel kahl.
Nun sind wir sieben!"

„Verfluchte Unglückszahl!"
stöhnt des Gefreiten heiße Seelennot,
„fünf Reiter wieder und der Leutnant tot!
Und morgen? — Hol der Geier diese Pest ...!"

— — „Sind wir gerettet oder bei — dem Rest!"
gibt ruhig Antwort unser Feldsergeant
und blickt gelassen in den Feuerbrand,
greift langsam seine Pfeife aus der Tasche,
leert dann den Kopf am Stiefel in die Asche,

stopft neu, und wie er sich am Feuer bückt,
gellt laut ein Schrei. — Die Hand am Feuer schrickt.
Wir springen auf, entsetzensbleich, als griff
der Tod nach uns, als riefe Geisterschar.
Und während Blick in Blick ruht, stumm und klar,
ein zweiter Schrei und drauf ein schriller Pfiff!

Uns stockt das Blut. Narrt uns ein wirres Bild?
Sieben Augenpaare starren heiß und wild,
denn in den Rauch, der um die Stämme bricht,
tritt — seht den grauen Rock ihr? Das Gesicht
im Hieb zerfetzt vom Scheitel bis zum Munde! —
tritt unser Leutnant in die Lagerrunde.
Blutüberkrustet weit die Wunde klafft.
Noch immer tropft und tropft der rote Saft
und färbt den Schnee. Und wieder hebt zum Pfiff
er seine Rechte hoch mit müdem Griff,
und gellend tönt, wie oft auf Späherstreife,
des totgeglaubten Leutnants Trillerpfeife!

Rast Fieber uns im Hirn? Äfft uns das Spiel
von Rauch und rotem Schnee? — Der Leutnant fiel
doch mit den fünfen heut' im heißen Streit
am Forsthaus, dort im Wald von Tschaluweit!!

Doch wie das Bild uns in den Sinnen wühlt
und jäh im Ohr noch gellen Pfiff und Weh,
sitzt unser Führer schon im Sattel, kühlt
die heiße Stirn mit einer Handvoll Schnee.
„Den Stahlhelm auf!“ — Und mit verhängtem Zügel,
die Flinte auf dem Schenkel lose nur,

rast unsre Schar, die Füße fest im Bügel,
den Weg zurück; der Schnee zeigt unsre Spur.
Auf schmalen Schneisen und vereisten Stegen,
durch dichten Tann, vom Rauhfrost überschneit,
auf flüchtigen und ungebahnten Wegen
zurück, zurück zum Forst von Tschaluweit.
Die Lungen keuchen. Aus geblähten Nüstern,
von rotem Blut und weißem Schaum umflockt,
bricht Atemqual. Da ragen hohe Rüstern!
Das Forsthaus! Lichtung! Und das Rasen stockt.

Hier war's! Noch ist vom Kampf der Platz zerwühlt,
auf dem jetzt still die letzte Sonne spielt.

„Als Pferdehalter du und du! — Ihr zwei
entsichern! Aufgepaßt!“ befiehlt der alte
ergraute Führer, und wir letzten drei
entschwinden schattengleich im dunklen Walde,
der uferlos sich durch die Landschaft dehnt.
Blutüberströmt, im Sinken angelehnt,
die Trillerpfeife noch in kalter Hand,
so fanden wir am Fuße einer Buche,
erstarrt, doch lebend noch, den Leutenant,
im Kreis von Toten schon nach kurzer Suche.

Und während um den Fiebermatten wir
uns heiß bemüh'n, dem Leben ihn zu retten,
und — fest verhüllt — ihn zwischen Tier und Tier
auf schnell bereiter Trage wohl ihn betten,
steigt der Gefreite auf sein Pferd und lacht:
„Nun, Tod und Teufel! Drauf! Jetzt sind wir 8!“

Sterben unter Sternen

Unsre Stellung liegt am Rande des Waldes, das heißt, ein echter Wald ist es ja nun nicht mehr. Denn vorn, wo die Stahlsense alles fortgemäht hat, ist nur noch Kleinholz, und nur hier und da klagen ein paar zersplitterte Stümpfe ihre Not gen Himmel. Bäume, Büsche, grünes Laub gibt es erst eine Weile hinter den Gräben, wohin der Eisenregen nicht mehr so dicht fällt. Aber diese paar Stümpfe erfüllen doch ihren Zweck.

Hinter einem solchen Buchenstumpf hockt Unteroffizier Manns. In Manneshöhe ist der Stamm von einer schweren Granate mitten durchgerissen, tausend Splitter haben seine Rinde zerfetzt und genarbt, unzählige Kupfergeschosse zischten in seinen Leib und zerstörten das feine Adernetz der Gefäße und Zellen, aber die Wurzeln haben immer noch Kraft und senden neue Triebe und Schößlinge, die sich mit grünem Laub bestocken und vom Lebenswillen des gefällten Riesen künden.

Diesen Stamm hat sich Manns ausgesucht. Der Feind wird ihn nicht entdecken, aber von hier aus überblickt er fein die französische Stellung, besser als aus unserm tieferliegenden Graben. Ganz genau prägt er sich alle Einzelheiten der feindlichen Linie ein. Jeden Erdhaufen im

Zwischengelände, jedes Granatloch muß er sich merken, den Lauf des Baches, der sich zwischen den Fronten hinzieht, und die Büsche, die an seinen Ufern stehen. Er zählt die Weidenbäume am Bache, und der letzte steht genau da, wo der Bach die feindliche Stellung senkrecht schneidet. Dort, bei der ersten Weide, zwischen den beiden hohen Erdaufwürfen, ist die Lücke im Drahtverhau, da durch, dann 50 Meter nach rechts, wo die zwei Holzpfähle höher herausragen — — —

Einen Augenblick schließt Manns die Augen, läßt das Landschaftsbild vor seinen Sinnen erstehen. Denn die Nacht wird dunkel — muß dunkel sein, wenn es klappen soll. Und es muß gelingen!

Gestern abend, als sie zur Erkundung hinter dem französischen Graben herumkrochen, ist er an einem Telefondraht hängen geblieben. Wie ein Blitz ist ihm der Gedanke durchs Hirn gefahren. Der Leutnant ist einverstanden und hat gemeint: „Eine ganz große Sache!“ Und das soll es werden. Berns geht wieder mit und Benno Dörrbaum und — ja, natürlich, der Willi Noll, kein andrer. Und nicht mehr, vier Mann genügen.

Die vier beraten den ganzen Nachmittag; jeder einzelne prägt sich vom Baum aus das Gelände scharf ein, vor allem auch den Rückweg, denn den Draht müssen sie im Bach entlangführen. Da, wo der Bach die französische Stellung senkrecht schneidet, müssen sie zurück. Manns weiß, wie schwer diese Patrouille sein wird. Stockfinster wird die Nacht werden, kein Laut darf den lauernden Feind aufmerksam machen; das Zurechtfinden ist schwer, leicht täuscht sich das Auge —

Sie kennen alle die Schwierigkeit dieses Unternehmens und kennen auch die Gefahr. Aber das Herz wird ihnen darüber nicht schwerer, sondern stolz und froh.

„Mensch, wenn das gelingt — —!“

„Der Leutnant hat uns eine dicke Belohnung versprochen!“

„Urlaub! — Wir fahren zusammen. Du, Benno, was wird sich mein Mädel freuen!“

Und Manns meint bedächtig: „Wenn wir einen Anschluß an die französische Leitung bekommen, werden wir vielleicht wichtige Nachrichten über die Angriffe erhalten, die links von uns im Gange sind!“

„Hoffen wir's! Aber jetzt wird noch eine Stunde gepennt!“ Und lachend kriecht Willi Noll unter seine Schlafdecke.

Um Mitternacht steigen die vier aus dem Graben. Berns hat eine schwere Rolle mit 500 Metern Telefondraht am Leib festgeschnallt. Dicke, schwarze Wolken jagen am Himmel, der Wind geht stark, ein paarmal prasseln Regenschauer herunter. Ihnen ist das gerade recht, denn der Wind dämpft die Geräusche, und wenn der Regen peitscht, ziehen die Posten drüben die Köpfe ein und hüllen sich in schützende Tücher.

Bis zum Bache gehen sie aufrecht, tauchen leise ins Wasser, das ihnen bis zur Schulter geht, waten durch und schlängeln sich drüben im Gras von Busch zu Busch bis an den feindlichen Drahtverhau. Sie wissen, nun beginnt der schwierigste Teil. Dort, zwischen den beiden hohen Erdhügeln ist die Lücke im Verhau; dort müssen

sie über den französischen Graben, dann 50 Meter nach rechts, bis zu den beiden hohen Holzpfählen, wo Manns an dem Leitungsdraht gestern hängenblieb.

Dicht an den Boden gepreßt liegen sie, horchen, warten. Dann stößt Manns den Noll in die Seite. Noll weiß, was das bedeutet. Jetzt werden die beiden mit der Drahtrolle durch die Lücke zum Graben schlüpfen, aber er muß mit Benno Dörrbaum am Draht entlang kriechen bis zu der Stelle, wo der Bach die feindliche Stellung schneidet. Dort werden sie lauern und auf die andern warten, werden ihnen den Rückweg freihalten und ihnen helfen, mit dem Draht durchs Wasser zu kommen.

Langsam schieben sich Berns und Manns vor. Die beiden andern lauschen mit angespannten Sinnen, warten eine lange Weile. Alles ist still. Ab und zu geht in weiter Ferne eine Leuchtkugel hoch, sonst ist es ruhig. Nur der Regen knistert und rauscht wieder stärker. Und das ist gut so! Da zupft Noll den Kameraden am Ärmel. Jetzt werden die beiden drüben sein, und sie selber müssen an ihren Platz. Zentimeterweise rutschen sie durch Gras und Trichter am Drahtverhau entlang, bis zum Bach. Die kleinen Weidenbüsche dort geben ihnen gute Deckung. Kein Ohr hat sie gehört, kein Auge gesehen. Die Nacht ist stumm, und der Himmel hat alle Sterne mit seinen dicken Wolkenschleiern zugehängt.

Nun hocken sie da; ihre Sinne sind bei den beiden Kameraden, die da hinter dem französischen Graben die Telefonstrippe suchen. Vielleicht ist die Isolierung schon gelöst und der Anschluß gemacht! Vielleicht ging es besser, als man gehofft hat! Vielleicht sind sie schon auf dem Rückweg!

Aber wenn sie nun den Draht nicht wiederfinden? Wenn sie jetzt doch noch irgendwo herumirren?!

Der Regen hört auf. Pech! Und nun wird die Sache mulmig!

Da sind doch Stimmen! — Noll stößt den Kameraden an. Der hat's auch gehört, also ist es keine Täuschung. Links unterhalten sich welche!

Schritte werden hörbar, kommen näher. Draht klirrt, Holzpfähle fallen dumpf zu Boden.

Verflucht und zugenäht! Da fangen ein paar Schangels in nächster Nähe mit Schanzarbeit an, schlagen Pfähle ein, hacken Erde auf, ziehen Draht.

Benno Dörrbaum lockert die Pistole. Er spürt Nolls Ärmel dicht an seinen gepreßt; noch tiefer ducken sich die beiden in die niedrigen Büsche.

Wenn die jetzt — — —

Weiter kommt Benno nicht mit seinen Gedanken; denn hinter ihnen ist plötzlich ein Rauschen, ein scharfes, zischendes Herunterstoßen aus der Luft, ein grelles Aufblitzen dicht vor ihnen, ein feuriger Knall und brüllender Donner — und dann wieder Stille — tiefe Stille —, die dem Granateinschlag da vor ihnen folgt — —

Saumist, erbärmlicher! Muß unsre Artillerie ausgerechnet jetzt hier —

Aber was ist das? — Mensch, Noll, was ist denn? — Sei doch stille! — Der Noll strampelt mit den Beinen, und die Büsche rauschen und knacken.

Benno zupft ihn am Bein, beugt sich zu ihm herüber — sieht — Herrgott, der Noll! Was ist denn mit dem Willi?

Der liegt ja da, wälzt sich —

Der hat ja — ist ja —

Den Willi hat's erwischt! Da liegt er, krümmt sich, rasend vor Schmerzen, hält sich den Leib, preßt die Linke auf den Bauch und reißt den rechten Arm vor das Gesicht, und aus seinem Munde gurgeln leise die Laute eines entsetzlichen Schmerzes.

Jetzt ist alles aus! Da neben ihnen, kaum 20 Schritt entfernt, hocken wohl die Franzosen. Und hier liegt der Willi in rasenden Schmerzen. Ein einziger Schrei, und die da werden hochspringen und herankommen. Und dann ist alles verloren.

„Willi!" Ganz leise flüstert der Benno dem Kameraden ins Ohr. „Willi, nur still! Gleich kommen die andern, wir helfen dir gleich!" Er streichelt ihm die Wange, er legt sein Gesicht neben das des Kameraden, aber der andre läßt den Arm nicht vom Munde, hat seine Zähne tief in den Ärmel des Rockes gegraben, beißt sich im Tuche fest, stöhnt, stöhnt.

Aber seine Qual bleibt stumm und lautlos. Das Tuch zwischen den Zähnen schluckt seine Not, und nur das feine Ohr Dörrbaums hört die Sterbenspein des Wunden, der da liegt und weiß, daß er nicht schreien darf, nicht rufen darf, den Arm nicht wegnehmen darf, daß er liegen muß, still und stumm, obwohl der scharfe Splitter wie ein heißes Messer in seinem Leibe rast, tausend Nadelstiche ihn foltern, glühende Zangen in seinen Därmen wühlen und der Tod an ihm reißt und zerrt —

Kein Laut darf aus seinem Munde kommen —

Kein letzter Gruß an die Heimat —

Nicht mal „Mutter" wird er lallen dürfen —

Liegt da und bewegt nicht mal mehr die Beine, nicht die Arme, nur die Zähne wühlen sich fester und fester ins Tuch und zerfetzen den Ärmel und ersticken damit die Todesnot, die schreiend gen Himmel fahren möchte.

Benno steht heißer Schweiß auf der Stirn. Er sieht die Not und kann doch nicht helfen. Heller und heller wird der Himmel, und die Sterne treten hervor und senden ihr mattes Licht leuchtend herunter und verklären das heldische Sterben eines deutschen Soldaten.

„Wenn doch nur — —," denkt Benno. Aber da plätschert ganz leise das Wasser; einmal klirrt der Draht, der in dicken Bündeln über den Bach hinübergespannt ist. Dörrbaums Augen lassen nicht von Noll, aber seine Ohren fangen die Geräusche im Wasser auf; ein Glück, daß die Franzosen ziemlich laut sind und Pfähle einschlagen. Da taucht ein Kopf aus dem Wasser auf.

Berns!

Und dann Manns. Sie stehen bis an den Hals im Wasser, sie legen den Draht im Bache weiter, tasten sich heran, und da flüstert ihnen Benno die fürchterliche Nachricht ins Ohr.

Noch ein Stück rollen sie die Leitung auf, dann kehren die beiden zurück. Noch lebt Noll, aber die Schmerzen werden immer fürchterlicher, denn nun müssen sie ihn ziehen und schieben und heben und tragen. Und es dauert lange, bis sie endlich am deutschen Graben sind.

Nebenan im Stollen schließen Telefonisten einen Abhörapparat an die neue Leitung. Aber kaum kommen die ersten Worte durch den Draht, da schließt Willi Noll die Augen.

Nun liegt er im Stollen. Zu seinen Häupten brennen alle Kerzen und werfen ihren flammenden Schein auf sein Gesicht. Benno und Manns und Berns halten die Totenwache, die Nacht und einen ganzen Tag. Aus der Ferne dringt wütender Kampflärm, und einmal — es ist schon spät am Abend — kommt der Leutnant dazu und sitzt still neben den dreien nieder. Erzählt leise, daß wichtige Angriffsbefehle durch die neue Leitung abgehört wurden und daß der Angriff blutig abgeschlagen sei.

„Das verdanken wir dem!“ sagt der Leutnant und erhebt sich. Berns will dem Toten das zerfetzte Tuch aus dem Munde nehmen, aber der Leutnant winkt ab.

„Laß! So wissen die Götter, welcher Held in Walhalla eingeht!“

Wilfried

Die kleine französische Pendüle über dem Kamin schlug die elfte Abendstunde. Im Kasinozimmer — das Wort ist eigentlich ein wenig großspurig für diesen Raum und für unsere Verhältnisse — mischte sich der Rauch der Kantinenzigarren mit dem süßen Duft der englischen Zigaretten, die Döhn wieder in erfreulichen Mengen aus dem englischen Graben mitgebracht hatte.

Einer von uns sprach das Wort aus: „Noch zwei Stunden!", und die Unterhaltung, die einen Augenblick ins Stocken geraten war, erhielt durch diese Bemerkung einen neuen Anstoß.

Petrich, der Führer der 2. Kompanie, hob sein Glas: „Die Ablösung wird ein netter Spaß werden! Ist's denn eigentlich immer noch so neblig?"

Der kleine Hoy sprang eilfertig hinaus und kehrte sofort wieder. Seine Hand schlug ein paarmal durch die Luft: „Wie nasse Bettlaken! Kaum einen Meter Sicht. Hol's der Deubel!"

„Komme, was kommen mag,
Sonnenschein, Wetterschlag —"

klingt die Stimme des Oberleutnants Reutte durch den schmalen Raum und den Rauch, in welchem sogar für einen

Augenblick das Gesicht des Sängers sichtbar wird. Dies zerhackte, rötliche, von strotzender Gesundheit kündende Gesicht des ehemaligen Korpsstudenten, der heute als Gastgeber die Offiziere eingeladen hat, um seine Beförderung zu feiern. Denn seit zwei Tagen ist Reutte Oberleutnant.

Sofort fällt die Korona in das Lied ein, und dröhnend dringt es durch den Raum:

„Morgen ist auch ein Tag,
Heute ist heut'!"

Merkwürdig, wie der Gesang die Gesichter verändert! Da ist in der Mitte der langen Tafel der Stabsarzt, Dr. Everthin, der „Hm", wie ihn die Landser getauft haben, da er jede Wunde und jede Krankheit mit zahlreichen „hm, hm" zu untersuchen pflegt. Neben ihm sitzt Bill Bode, eigentlich Wilhelm Bode, von seinen Vertrauten aber — und wer gehörte nicht dazu? — Buffalo Bill genannt, womit sein Wesen eigentlich genügend gekennzeichnet ist: Der beste Schütze, gegen den höchstens die dann und wann eintreffenden Neulinge oder frisch beförderte Aspiranten eine Pulle Rotspon auszuschießen wagen, und dann ist Bill von einer dreisten Gottesfürchtigkeit, einer von denen, die sich nur wohl fühlen, wenn etwas los ist. Und wenn mal nichts los ist, dann wird eben ein Ding gedreht, dafür sorgt Bill Bode schon.

Neben ihm Döhn, der Zigaretten-Döhn, der die zunehmende Verschlechterung unserer Rauchwaren dadurch bekämpft, daß er seinen Bedarf „drüben" deckt und lieber acht Tage nicht raucht, ehe er eine Buchenlaubzigarette nimmt. Es geht über ihn die Kunde im Graben, daß das

„Stollenausräumen“ das Wichtigste bei seinen Patrouillen sei, und der Kommandeur hat ihm darüber auch schon mal einen Marsch geblasen. Aber Zigaretten-Döhn hat eine Antwort gehabt, die vom „Alten Fritz“ selber stammen soll: „Man muß auch suchen, den feindt in seinen depots zu schädigen und ihm an seinen victualien abbruch thun!“ Worauf die Kameraden Döhn in vorgerückter Stunde feierlichst zum Dr. fum h. c. ernannt haben.

Und dann ist da Werth, Leutnant Werth, Führer der Ersten, der keine Karten leiden kann und immer, wenn zum „Doppelkopp“ abgezählt wird, sich leise verabschiedet und daheim in seinem engen Quartier mit seiner zarten, schmalen Hand, durch deren weiße Haut die Adern bläulich hindurchschimmern, lyrische Gedichte schreibt, die von Zeit zu Zeit in deutschen Monatsheften stehen und den Kameraden künden, weshalb er lieber mutterseelenallein durch wogende Ährenfelder streift.

Nun liegt während des Gesanges ein Ausdruck auf den Gesichtern, der so gar nicht zu der sonstigen Art dieser Männer paßt. Ob es daher kommt, daß sie jetzt keinen Stahlhelm tragen?

„Reutte, singen Sie uns noch ein Lied!“ bittet der kleine Hoy. Und nachdem der Raum ein wenig gelüftet — Zigaretten-Döhn legt sogar seine Parfümierte wieder in die Schachtel zurück —, erhebt sich Reutte, zögert eine Weile, indes sich unten am Tisch, wo die junge Garde sitzt, die leise geführte Unterhaltung legt, und dann klingt es auf:

„Zelte, Posten, Wer-da-Rufer,
Dunkle Nacht am Donauufer,
Pferde stehn im Kreis umher —“

die Ballade vom Prinzen Eugen, das Lied, das Reutte uns zum ersten Male damals an der Anatemahöhe sang, als das Bataillon an offenen Lagerfeuern seinen Sieg in Slibowitz und Liedern gebührend feierte, und die Kussova, der gefürchtete Balkanwind, schauerlich über unsern Köpfen heulte.

„Schade," denkt Werth, „daß seine Stimme in den Jahren auch gelitten hat!", und seine Gedanken weilen einen Augenblick bei jener Nacht auf dem Anatemarücken. Aus diesem Sinnen aber reißt ihn plötzlich sein Bursche, der neben Werth tritt und ihm einen Brief übergibt.

Und während die letzten Zeilen des Liedes von dem Trompeter, der sich heimlich auf die Seite zu der Marketenderin schleicht, im Raume verklingen, liest der Dichter im Briefe seiner Frau die Worte: „Ein Junge! Und wie soll unser Junge in der Taufe heißen?" —

Ganz still ist's im Kasinozimmer, so still, daß selbst die leise gesprochenen Worte „ein Junge" deutlich genug auch in den fernen Ecken vernommen werden und einen Jubelsturm erwecken.

„Was? Ein Junge?"

„Werth, gratuliere!"

„Unser Dichter ist Vater geworden!"

Sie drängen sich alle herbei, sie schütteln ihm die Hände, der Tisch füllt sich mit neuen Flaschen, der „Hm" hält eine Ansprache mit dreimaligem Hoch, und die junge Garde läßt es sich nicht nehmen, den Dichter-Vater auf den Schultern einmal um die Tafelrunde zu tragen.

½1 Uhr schlägt die kleine Pendüle über dem Kamin. Um 1 Uhr wird das Bataillon in die neue Stellung gehen. Die

Gedanken, die eben noch in einer friedlichen Welt kreisten, kehren zurück zur rauhen Wirklichkeit, und die Gesichter bekommen wieder jenen harten schmalen Kniff um den Mund, der dem Frontsoldaten im vierten Kriegsjahre eigen geworden ist.

Der Kommandeur rückt den Stuhl. Nun stehen sie alle um den langen Tisch. Ich sehe sie noch, leibhaftig wie einst. Den Hauptmann, der vier Wochen später von sieben Schüssen durchbohrt wurde, den „Hm", den ein Stollenbrecher verschüttete, den kleinen Hoy, der sich in meinem Trichter an einer fürchterlichen Wunde verblutete, Hart, von dem keiner weiß, wo und wie er starb, Zigaretten-Döhn, dem die eignen Handgranaten am Leibe explodierten, Reutte und Werth — o Gott, Oberleutnant Reutte mit dem geröteten, von strotzender Gesundheit kündenden Gesicht, und unser Dichter —

Ob Reutte es damals ahnte, wie bald, wie bald schon es wahr werden würde, als er in diesem Augenblick das Lied anstimmte, das Lied, das wir so oft im Stollen, in den Quartieren gesungen haben, immer, wenn wir Offiziere des Bataillons zusammen waren:

„Die bange Nacht ist nun herum,
wir reiten still, wir reiten stumm,
wir reiten ins Verderben.
Wie weht so kalt der Morgenwind,
Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind
vorm Sterben!"

Stehend singen wir noch einmal unser Lied. Ich weiß, es war das letzte Mal, daß wir es sangen, damals, als

wir zum ersten Male in die neue Stellung bei Lens einrücken sollten. Ich weiß nicht, ob der schwarze Augusttag in uns eine Vorahnung kommender schwerer Ereignisse geweckt hat; ich weiß auch nicht, wie es kam, daß plötzlich Reuttes Glas auf dem Boden zersplitterte, sicher hatte er es unachtsamerweise vom Tische gestoßen; ich höre nur noch seine schöne Baritonstimme aus dem Chor der andern:

„Du junges Gras, was stehst so grün,
sollst bald wie lauter Röslein blüh'n,
mein Herzblut wird dich färben — —"

Ich sehe mir gegenüber Werth. Seine Augen leuchten; diesmal singt selbst der stille Werth mit, der sonst nur versonnen unsern Liedern lauschte und währenddem seine gelöste Seele im reinen Tau der musischen Gefilde badete. Heller entströmen seinem Munde die Worte:

„Dem Liebchen — doch das Glas ist leer,
die Kugel saust, es zuckt der Speer,
bringt meinem Kind die Scherben —"

und dann auf einmal schweigt sein Mund, und die schmale, blaugeäderte Hand fährt ein paarmal hastig über die Stirn, wo sich ein paar Falten einnisten wollen.

„Hm, hm," räuspert sich unser Stabsarzt, und der Kommandeur wendet sich zu uns. „Ich glaube, es ist Zeit."

Wenig später liegt der kleine Kasinoraum, in dem wir nur ein einziges Mal zusammenkamen, leer und dunkel da.

Die Nacht ist schauderhaft. Solange wir auf fester Straße sind, kann uns der Nebel nicht narren. Sobald wir aber vor Lens links abbiegen, um in die neue Stellung zu gelangen, wird es fürchterlich. Jeder Schritt ein Tasten

ins Uferlose. Am Bahndamm, wo die Bereitschaftskompanie liegt, überfällt uns ein Gasangriff, einer jener uns damals noch unbekannten Überfälle aus Tausenden elektrisch gezündeten Gasminen, dessen Feuerschein eine Artilleriesalve verdeckt, während der Nebel das Gas tückisch in sich hineinschluckt.

Berstend krachen die Granaten am Ende unsrer Kolonne, bei Reuttes 3. Kompanie.

„Sanitäter!" schallt's von hinten.

„Gas!" bricht ein andrer Ruf aus, und an den Stollen im Bahndamm klingeln die Alarmglocken. Hier und da wälzt sich einer auf dem Boden. Und dann auf einmal ist es da:

„Oberleutnant Reutte ist eben gefallen!"

Reutte? Ist's möglich?

Und während die Leute sich im gedeckten Bahneinschnitt hinwerfen, um unter der Gasmaske zu verschnaufen, tasten wir uns hinüber nach dem Sanitätsstollen, in den soeben Oberleutnant Reutte hineingetragen wird.

Nein, Reutte ist nicht tot. Noch nicht. Auf seinem zerhackten Gesicht ist die gesunde Röte gewichen. Kaum, daß er die Augen aufschlägt, als wir an den Tisch treten, an dem sich der Stabsarzt und seine Helfer um ihn bemühen.

„Reutte, mein lieber Reutte!" ruft der Hauptmann.

Da schlägt Reutte die Augen auf, sieht uns alle an, und „— war doch schön, dies Leben!" spricht er und legt den Kopf auf die Seite. Einmal noch winkt seine Hand uns einen matten Gruß zu. Auf den mattgrauen Achselstücken leuchtet glänzend der neue Stern. Oberleutnant Reutte ist tot.

„Hier, hier herein“ — und mitten in unsern stummen Kreis schwankt eine Bahre. Da bringen sie, umdrängt von fünf, sechs Leuten —

„Unser Leutnant hat Gas geschluckt! Leutnant Werth ist gaskrank. — Haut plötzlich hin un is weg!“ drängen die Stimmen durcheinander.

Jeder will erzählen.

Werth, unser Dichter!

Everthin und der Hilfsarzt bemühen sich mit dem Sauerstoffapparat.

Umsonst. Werth reißt sich das Mundstück ab, ringt nach Luft, schreit: „So helft mir doch, ich ersticke ja!“, fühlt die immer mehr drängende Not, sieht die Leute seiner Kompanie und jagt sie fort.

„Reutte?“ fragt sein Mund klar und laut.

Wir senken den Kopf. Dr. Everthin bemüht sich von neuem, aber die schmale, feingeäderte Hand wehrt ab.

„Zu spät. — — Vorbei!“

Auf einen kurzen Augenblick kehrt noch einmal frischere Farbe in sein bleiches Gesicht, als seine Rechte nach dem Briefe faßt, der im Aufschlag des andern Ärmels steckt. Er will den Oberkörper heben, aber kraftlos sinkt der Körper zurück. Der Hauptmann drückt ihm den Brief in die Hand.

Zwischen den schmalen Fingern knistert das Schreiben seiner Frau, in dem die unbeantwortete Frage steht: „Und wie soll unser Junge heißen?“

Röchelnd pfeift die Luft aus dem Munde, die eben hingetuschte Röte weicht wieder.

„Aaaach!“ stöhnt der Kranke. Die Finger seiner Hand gleiten ein paarmal über das Papier, seine Augen richten

sich auf, zu uns, die wir an seiner Seite stehen, seine Hand noch einmal in unsre gleiten lassen.

„Wilfried!“ — Klar und deutlich kommt der Name aus dem Dichtermunde. Seine Augen haften am Hauptmann, sehen ihn starr an, wandern zurück zu dem Briefe. Und noch einmal: „Wil — fried!“

Und einen Augenblick später ist seine Seele dort in den ewigen Gefilden, die ihn seine Muse schon so oft erschauen ließ.

Unsterbliche Jugend

Kalt weht der Wind über die Flur und peitscht schleiernde Regengüsse über das flache belgische Land. Fröstelnd wickeln sich die Grabenkämpfer enger in ihre Mäntel, und mit gemischten Gefühlen sieht mancher dem fünften Kriegsjahr entgegen.

Heiß sind in diesen Tagen nur die Geschützrohre und M.G.-Läufe, die nicht zum Schweigen kommen können. Seit Wochen brüllt die Schlacht in endlosem Kampfe.

Im Oktober begann er und riß 12 Armeen in seinen Strudel, hat wie ein fressendes Feuer um sich gegriffen, und jetzt stehen in diesen ersten Novembertagen auf beiden Seiten 22 Armeen gegeneinander in einem Riesenkampf, der von der holländischen bis zur lothringischen Grenze klaftert.

Krachend und dröhnend fährt der Siegeswagen der Feinde hinter Tausenden Tanks und rasselnden Reiterharsten über das blutige Feld, um wenigstens zuletzt noch eine magere Ernte einzufahren. Vier Millionen Engländer, Franzosen, Amerikaner, Belgier und Italiener ringen Brust an Brust mit 750 000 deutschen Streitern, die hinter verstummten Batterien, in zerfallenen M.G.-Nestern und im Schatten zerschossener Tanks sich zum Igel ballen und dem Feinde die glühenden Stacheln ihrer Spieße in die Rippen schleudern.

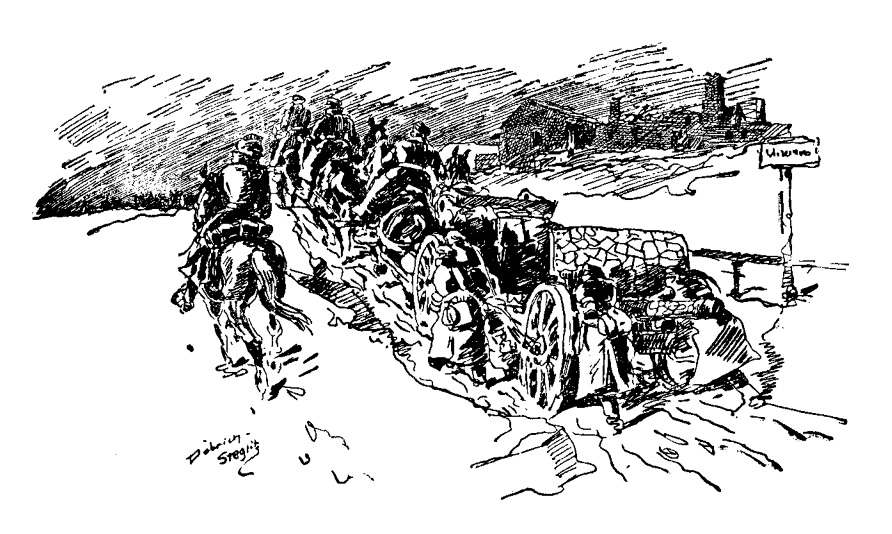
Unerwartete Siegesfreude auf der einen und erschütternde Klage auf der andern Seite übertönen laut den heroischsten Opfergang, den je eine deutsche Armee gegangen ist.

Laut bläst der Feind Halali auf allen Hörnern, um das endlich wunde Wild einzukesseln und zu vernichten. Von eisigem Rückenwind gekältet, von Nahrung entblößt, ohne Ersatz, ohne Ablösung, ohne Munitions- und Gerätenachschub, ohne Reserven, ohne Verbindung mit der Heimat, steht das Heer, steht und stemmt die Hacken in den Schlamm, lebt, kämpft, stirbt für sich.

Und wenn ringsum die Mauern stürzen, Fronten zerkrachen, wenn auf allen Altären die einst hellodernde Opferflamme der Liebe und Begeisterung längst niedergebrannt ist, wenn diesem Heere nun auch die Kraft wegtropft wie weiches Wachs im flackernden Kerzenlicht, wenn die bulgarische, die türkische und die österreichische Rückenwehr donnernd niederbricht und ringsum die Scherben aller Hoffnungen sich mit den Trümmern unseres Glückes zu einem einzigen riesengroßen Schuttberge häufen — der einsam gewordene feldgraue Kämpfer beißt die Zähne zusammen: „Herrgott, laß nach den vier stolzen Jahren uns nun auch im Ende würdig bleiben!"

— Gerd Fricke strafft die dünnen Muskeln, um die Novemberkälte aus den Knochen zu jagen, und kriecht dann um so tiefer in die lockeren Falten seines schlecht passenden Uniformrockes.

Du lieber Gott, es hat an allem gemangelt, um diesen jungen Körpern das zu geben, was ein Mensch in der Zeit von 14 bis 18 bracht. Daheim Steckrüben, Kaffeesatz und



Kunsthonig. Dabei wuchs er auf, und dann wurde er Soldat und kam nach Beverloo.

Und dort gab's Marmelade, Dörrgemüse und Klippfisch; wahrlich, zum Fettansatz hat das nicht gereicht, und da soll einer wohl frieren, zumal auch in dem Uniformtuche kein Quentchen Wolle zu finden war. Einen Mantel besaß er nicht. „Kriegt ihr vorn," hatte es geheißen, und auf das da vorn hatte er sich gefreut.

Nun es aber endlich so weit war und der kleine belgische Zug sie nun endlich rasselnd und stöhnend nach vorn schaukeln sollte, da war der Zug plötzlich abgedreht worden, hatte in Brüssel eine andere Richtung genommen, die unzweifelhaft nach Deutschland führte. Und dann hatte der Transportführer die letzten Zweifel und Fragen geklärt. „Jawohl, ihr kommt nach Deutschland zurück."

Gerd Fricke wußte Bescheid.

In diesen letzten Tagen des großen Krieges wußte der

letzte und jüngste Musketier Bescheid. Es gab keine großen Geheimnisse, keine Probleme mehr zu verhüllen. Die Zeitungen schrieben offen, und die Unteroffiziere sprachen offen. Der General Ludendorff war gegangen, die Front wich Schritt um Schritt, in der Heimat züngelten rote Flammen, unverschämt frech blickten die Belgier —

Nein, Gerd Fricke wußte Bescheid.

Und wenn es ihm bisher noch nicht klar gewesen wäre, die Bilder unterwegs hätten es ihm gezeigt. Überall die Zeichen der Auflösung, rückwärtshastende Kolonnen, schnaubende Züge mit Heeresgerät, die ostwärts fuhren, betrunkene Etappensoldaten, aufsässige Zivilisten, hier und da belgische Fahnen an den Häusern —

Gerd schritt schneller aus. Vielleicht, daß er sich warm laufen wollte, vielleicht auch, weil er in stundenweiter Ferne das Rummern der Schlacht hörte. Mit jeder Faser seines Herzens zog es ihn dahin, wo sein Volk den letzten verzweifelten Kampf stritt.

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, wenn er an den Transport dachte. Was würden die Kameraden Augen machen, wenn sie im fahrenden Zuge feststellten, daß Gerd Fricke fehlt! Ausgekniffen war er, ausgerissen, aber nach vorn, zur Front.

Wohin? Das machte ihm keine Sorgen. In ihm lebte die Gewßheit, daß man einen willigen Kämpfer da vorn brauchen kann und nehmen wird, auch wenn er kaum 18 Jahre hat und nicht in Kraftfülle strotzt.

Seine Schritte hallen auf dem Pflaster der Heerstraße. Nur ab und zu begegnen ihm Kolonnen, müde Fahrer auf noch müderen Pferden. Und wenn es auch dunkle Nacht

um ihn ist, Gerd strafft die Glieder und zieht in strammem Schritt an den Kolonnen entlang.

Vor ihm liegt eine kleine Stadt. Ninove! sagt der Wegweiser. Mehr nicht. Einen Augenblick irrt sein Hirn um Auskunft. Was nun? Keine Sorge. Er wird solange marschieren, bis er auf die kämpfende Truppe stößt, wird sich dort beim ersten, besten Kompanieführer melden, sein Soldbuch vorweisen und um Einstellung bitten.

Ein Schild an der Straßenecke zieht seinen Blick an. „Bahnhofskommandantur! Auskunft für Versprengte!“

Versprengte? Ach so, das sind Urlauber oder Verwundete, die ihre Truppe suchen. Mechanisch folgt Gerd dem Wegweiser; mag sein, daß er dort irgendeinen Menschen findet, dem er sich anschließen kann.

Inzwischen steigt matt und müde der Tag herauf und enthüllt sein vergrämtes Gesicht. Gerd bleibt suchend stehn und läßt seine Augen im Kreise wandern. Vorn erwacht die Schlacht neu und heftig, nicht mehr weit, denn ganz deutlich hört er die einzelnen Abschüsse und wenn er die Hand ans Ohr legt, auch die Reihenabschüsse der M.G.

Vor ihm liegt der Bahnhof; Züge stehen auf den Gleisen, lange Wagenreihen, die tot und ohne Regung stehen und gleichsam auf die Kraft warten, die sie in Bewegung setzt. Und dort — Gerds Herz schlägt schneller —, das sind Menschen, Kameraden, die er fragen kann.

Mit schnellen Schritten eilt Gerd die Straße hinunter, biegt um die Ecke. Einmal wird sein hastiger Schritt jäh unterbrochen, denn ein scharfes, heißes Zischen rauscht über seinen Kopf hin, ein wirbelnder, krachender Aufbruch von Staub, Steinbrocken, Rauch und Splittern, und hinter

ihm stürzt donnernd die Vorderwand eines Hauses unter dem malmenden Boxhieb einer Granate zusammen. Einen Augenblick duckt sich Gerd in den Torbogen, dann schnellt er hinüber und steht am Bahnhof.

Schief hängt das Schild der Bahnhofskommandantur; Gerd rüttelt an der Pforte. Umsonst.

„Ja, zum Donner, wo sind denn die Menschen, die ich vorhin sah?“ denkt Gerd und springt um das Gebäude herum. Aha, da drüben. Er sieht zwischen den einzelnen Wagen des Güterzuges sich Menschen bewegen, eilt darauf zu —

Ja, was ist denn das? Das sind doch keine Soldaten! Das sind ja — Belgier.

„O Gott!“ entfährt es ihm. Seine Augen werden weit und groß, um das Bild der Zerstörung überhaupt fassen zu können. Das ist ein deutscher Zug, sind deutsche Güterwagen, gefüllt mit deutschen Waren, Lebensmitteln, Säcke mit Mehl, Fleischbüchsen, Konserven, Zigarrenkisten —

Und das stopfen die fremden Hände in ihre mitgebrachten Säcke, laden ganze Karren voll, johlen dazu, schreien —

Flaschen klirren auf dem Bahnschotter, ein Mehlsack zerplatzt und überschneit die Erde —

Ein wahnsinniger Grimm steigt in Gerd hoch. Seine Därme krampfen sich zusammen, ist's Hunger, ist's Ekel, er weiß es in diesem Augenblick nicht; nur das eine sieht und weiß er, daß die Heimat bitterste Not leidet und darbt, um den feldgrauen Schildhaltern die Kraft zu geben — und daß hier ein entsetzliches Verbrechen an seinen Kameraden geschieht.

Ja, aber, sind denn hier keine deutschen Soldaten mehr?

Gerd sieht sich um, sucht, rennt um das Gebäude herum, rüttelt an allen Türen, seine Augen irren in die Gassen, immer im Glauben, irgendwo deutsche Kameraden zu finden, die diesem entsetzlichen Treiben Einhalt gebieten können.

Sein Mühen ist vergebens. Er findet keinen. Und mit einem Male ist ihm alles klar.

Da vorn steht die Schlacht und hat alles an sich gezogen, was Wehr und Waffe trug. Die andern — die sind wohl schon lange weg, haben räumen müssen, und der Teufel mag wissen, warum dieser Zug nicht weggefahren oder entladen wurde. Nun halten die Hyänen hier ihren eklen Fraß.

Glasklar, eisigscharf hat das junge Hirn des Soldaten das erfaßt. Gerd überlegt nicht, wägt nicht, prüft nicht, nein, das springt ganz plötzlich aus ihm empor. Er sieht eine Aufgabe, und schnell und jäh reißt es ihn mitten hinein.

Er spürt die kalten Patronenhülsen plötzlich in seiner Hand, hört, indem er immer noch scharf auf den plündernden Haufen schaut, das Klappern seines Gewehrschlosses, und dann stößt er mit einem Tigersprung mitten in den johlenden Haufen und brüllt die Kerle an, reißt ihnen das gestohlene Gut aus den Händen.

Ein Fußtritt, und die nächste Karre poltert um —

Seine Hand weist hinüber zum Dorf, aus dem eben wieder ein paar Qualmbäume emporwachsen —

Einen Augenblick haben sich die Kerle unter dem herrischen Gebot des jungen Soldaten geduckt, dann schlägt ein helles Lachen auf, dem ein tierisches Gebrüll folgt. Sie

haben erkannt, daß der junge Deutsche allein ist; nun stürzen sie sich auf ihn.

Gerd schlägt mit dem Gewehr um sich, springt zum zweiten Male in den dichten Haufen, da spürt er von hinten einen schmerzenden Schlag in der Schulter, ein Schuß peitscht an seinem Kopfe vorbei —

Der Knall hat ihm alle Besinnung genommen. Er reißt den Sicherungsflügel herum, drückt ab, ein Schrei, noch einmal, wieder stürzt vor ihm einer; da rast ein zuckender Schmerz durch seine Brust.

Wie mit einer Keule weggeschlagen, sacken seine Beine unter ihm weg, und sein Kopf schlägt hart auf den Bahnschotter in den weißen Mehlstaub. Seine Sinne schwinden, vor seinen Augen wird es dunkler und dunkler, und dann ist es völlig Nacht um ihn.

Noch einmal erwacht Gerd Fricke im dröhnenden Aufschlag eines zwischen den Bahngleisen explodierenden Geschosses. Ganz lind und weich liegt jetzt sein Kopf auf den Knien eines Soldaten. Seine Augen irren umher, gleiten an der Gestalt des feldgrauen Helfers herunter, ein schwaches Lächeln huscht über die schmalen blassen Wangen, sein Mund will sich öffnen —

„Herr Leutnant, ich habe — —“

Aber das schaumige Blut auf den Lippen erstickt die Worte, und langsam sinkt sein Kopf hintenüber.

„Schon gut, mein Junge, du hast deine Sache gut gemacht!“ hört er ganz, ganz weit in der Ferne die Worte des Leutnants, und dieses Lob um die einzige Tat seines jungen Lebens begleitet ihn hinauf in den ewigen deutschen Heldensaal.

Der Afrikaner

Ihr habt ihn alle gekannt, ihr Kameraden vom Regiment, den langen Brixius, den Afrikaner, der sich von Südwest durch die halbe Welt mogelte, um mit uns zu kämpfen. Hei, das war ein Kerl, an dessen Wiege die Götter höchstselber Pate gestanden haben mochten, Apoll, der Gott der Liebe, und Bacchus, der ihm die Freuden des Bechers schenkte; aber zu Häupten der Wiege stand Ares selbst, der Kriegsgott, der ihn lachen lehrte, wenn scharfe Schwerterschneiden über dem Haupte blitzen, und zu singen, wenn sich Männerleiber im Kampfe verstricken. Denn ein Kämpfer war der lange Brixius, geboren für die Schlacht, wo das Blut in roten Wellen um grüne Lorbeerreiser schäumt.

So einer war der lange Brixius: rank und schlank, als wäre ihm die Uniform auf den Leib gewachsen; sein Spielzeug Messer und Handgranate, knapp seine Rede, aber groß die Kameradschaft und reich sein Handeln, dem Leitwort nach: Treu leben! — Todtrotzend kämpfen! — Lachend sterben!

Glücklich, wer ihn gekannt hat! Ihn, der schon als Knabe keine höhere Lust spürte, als zu lesen von Siegfried und den Nibelungen, der jeden Groschen in Blei-

soldaten anlegte, der als 12jähriger die „Fahne der 61er“ auswendig lernte und uns als 35jähriger vortrug, Wort um Wort tief einprägend, daß uns die kurze Stunde in der kleinen Baracke im Souleuvrelager ewig unvergessen bleiben wird.

Seliger, wer ihm folgen durfte! Wißt ihr noch, wie er damals, in 16, wieder zu uns kam, nachdem er acht Wochen als Adjutant bei der Brigade gewesen? Riß die Hacken zusammen und salutierte: „Wunschgemäß zum Regiment zurück! Gott strafe England und den Papierkrieg in der Etappe!“ und lachte dabei so befreit und glücklich, daß ihn der Major in die Arme schloß und rief: „Regimentsbefehl raus! Brix ist wieder da! Herrgott, nun soll aber die Heide wackeln!“

Und die hat gewackelt! Himmel, war das ein Leben an diesem Abend! Nachts um 2 Uhr noch — keiner von uns hatte in den tollen Augenblicken dieser „Großkampfnacht“ das Verschwinden des Afrikaners gemerkt — kommt er auf seinem Zampel (ihr kennt doch den Schimmel der 1. Kompanie noch!), reitet ins Kasino, mitten hinein in die Bude bis an den Tisch, und hinter ihm folgen die Blechpuster, Mann für Mann und blasen den Regimentsmarsch, den der lange Brix dirigiert, denn den Musikmeister hat er im Bett gelassen. Läßt sich danach den Satteltrunk reichen, steigt vom Gaul zwischen die Gläser und Gläschen auf den Tisch und von da zur Erde und zahlt die Zeche für das gesamte „blecherne Gefolge“.

Ja, so war er, der lange Brixius. Ihm schäumte das Leben im vollen Becher, wo immer auch er war. Wohl war ihm nur, wenn die Luft nach Pulver roch und die

Sonne blutigrot aufging. Denn in ihm war das Wissen, daß Sterben für Volk und Vaterland höchstes Mannesglück und tiefster Lebensinhalt sei und ewig sein wird. Drum las er lachend den Befehl, der Kompanieführern das Patrouillieren untersagte, und stieg mit der Sturmleiter in den französischen Graben, um sich einen Posten zu schnappen. Oder sieht in Flandern beim frühen Tag zwei englische Offiziere, die sich im Nebel im Vorfeld herumtreiben, und taucht plötzlich aus irgendeinem Granatloch neben den beiden auf: „Darf ich den Herren den richtigen Weg zeigen?" So bestimmt, so sicher, daß es kein Zaudern und kein Zappeln gibt und die beiden dem stahlharten Blick des Afrikaners unterliegen.

So habt ihr ihn gekannt, den langen Brixius. Wo er war, da lächelte das Glück, und ihr hattet Teil daran. Doch auch für ihn gab es Stunden der Nacht, da es dunkel in ihm war. Dann war er anders.

Wenn ihn die schwarzen Hunde der Finsternis ansprangen, die ihm das sonnenselige Wesen neideten und ihm die graue Sorge auf den Hals jagten. Dann saß er still und einsam brütend in der Nacht auf seinem Lager oder irgendwo auf einem Erdhaufen und rang mit den Furien und suchte die quälenden Gedanken loszuwerden. Marterte sich um seine Familie in der Ferne und um die Zukunft seines Volkes. Er sah die sieben Schwerter im Herzen der Mutter Germania und spürte unter seinen Füßen den steinigen Boden der via dolorosa, an deren Ende keine Kronen und Kränze, sondern Kreuze und Tränen leuchten.

Saß dann wie der gezeichnete Pelide und brütete den

finsteren Worten Homers nach: „Allen hinfort schien süßer der Kampf, als heimzukehren zum lieben Lande der Väter!“

Und je mehr sich der Krieg zu Ende neigte und sich die dunklen Schicksalswolken vor die deutsche Sonne legten, der letzte Herbst kam und die Blütenkränze im Frost verdarben, die Not uns alle mehr und mehr aus verweinten Augen anschrie, um so mehr verfiel der lange Brix mitten aus Lachen und Scherzen zurück in das graue Meer der Sorgen, und seine Lippen formten den Seherspruch: „Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilios hinsinkt!“

Wißt ihr's noch, wie wir damals unser Weh hinausschrien? Damals ließ er uns allein, nachdem er uns die Augen geöffnet hatte, und suchte die Baracken seiner 1. Kompanie auf.

„Singt!“ schrie er, und der Chor seiner Getreuen setzte an: Horch, das Ganze wird geblasen!

„Nein! Mein Lied!“ Und der eben aufschwellende Sang brach jäh und hart ab, und dann stieg leise und dumpf aus irgendeiner Ecke das Lied auf:

„Die bange Nacht ist nun herum,
wir reiten still, wir reiten stumm,
wir reiten ins Verderben.“

„Trinkt!“ Und die Becher schepperten hohl aneinander. Still saßen die Männer, denn sie kannten sein heiliges Lied und ahnten das bohrende Leid in seiner Brust, das in seinen Augen brennend flackerte, wenn die beißenden Nager an seinem Herzen fraßen.

„Singt weiter!“ Und in sein Herzbluten tropften die Worte:

„— mein Herzblut wird dich färben!“

Und schnell und unvermutet, wie er gekommen, verschwindet der Afrikaner in die dunkle Nacht, und der Sturmwind fängt sein Stöhnen ein:

„— bringt meinem Kind — die — Scherben —“

und trägt die Gedanken weit fort in die Ferne, hin nach Südwest, wo sein Weib und sein Bub auf unruhiger Scholle sitzen und nichts von ihm wissen, wie er seit einem Jahr nichts von ihnen gehört hat.

Doch dann faßt sich der Afrikaner wieder, legt seinen Arm um mich, und wir sitzen wieder beim schäumenden Becher: „Noch rauscht uns das Leben!“

Hat keiner in dieser Stunde geahnt, daß der Tod schon hinter ihn getreten war, um sein Glas zu zerbrechen!

Der Morgen kam, mählich, als habe der Tag keine Lust, die Schleier der Nacht zu lösen. Als könne die Sonne die matten Flügel nicht mehr heben. Regenschwangeres Gewölk flatterte am Himmel. Unheimlich schwieg die Heimat hinter uns. Um so mehr schwirrten wirre Gerüchte durch unsre Reihen. Auch der Afrikaner bekam einen Brief, der ihm einen wilden Aufschrei entlockte. Er kam über die Schweiz aus dem fernen Südwest und trug die Handschrift eines Freundes. Brix öffnete den Brief und las. Saß auf einem Wegstein und starrte in die Zeilen und in den grauen Ackergrund, sah nicht mich und nicht die Kompanie, die marschfertig am Wege stand, auch nicht den Melder, der ihm den heutigen Tagesbefehl hinhielt.

Saß nur und spürte in seinem Rücken ein eisiges Frösteln und in seinem Hirn eine Blutleere, die die inneren Bilder seines Auges ins Gräßliche verzerrte:

Seine blühende Farm zerstört und verbrannt, das Vieh von den Negern verschleppt, die die Wirren des Kolonialkrieges benutzten, um ihre satanischen Gelüste zu stillen. Und dann das Fürchterlichste: Sein Weib, sein Kind von entmenschten Horden erschlagen, als sie versuchten, ihren Besitz zu verteidigen!

Lange saß er so, fühlte, daß in seinem Innern etwas starb, und wunderte sich, daß die äußere Hülle noch lebte.

Ich mußte mahnen.

Mit einem Blick, der aus weiter Ferne sich wieder zur Verworrenheit dieser Stunde zurücktastete, sah er uns an, reichte mir den Brief und nahm den Tagesbefehl entgegen.

„Da. Lies!"

Ich las und schwieg. Wenn Gott die Lose menschlichen Schicksals so fürchterlich rüttelt, ziemt uns nur Schweigen!

Der Afrikaner trat zur Kompanie und gab den Tagesbefehl.

„1. Kompanie als Nachhut bezieht Aufnahmestellung in der Linie Dorf P. — Straßenkreuz bei St! Die leichten Maschinengewehre im Gelände feindwärts etwa 400 Meter vorwärts der bezeichneten Linie. Ich selbst bei dem Nachtrupp!"

Während die Kompanie antrat und die MG.-Leute sich anschickten, ihre Stellungen einzunehmen, trat Brixius noch einmal zu mir.

„Sieh, so ist das Leben! Was deine zerschundenen Hände mühsam aufbauten, schmeißt dir ein täppisches Geschick wieder in Scherben. Du bettest in dein großes weites Herz dein Liebstes mit unendlicher Freude, und dann kommt irgendein wilder Nigger und quetscht es dir unter die Füße, daß du am aufspritzenden Blut ersticken mußt!“

In unendlichem Weh kommen die Worte aus seinem Munde, und stumm, mit einem Blick, den kein Feuer der Welt wieder erwärmen könnte, reicht er mir die Hand und wendet sich einem MG.-Trupp zu.

Indem ich der davonziehenden Kompanie nacheile, ist es mir, als habe ich soeben einem guten Kameraden zum letzten Male die Hand gegeben. In mir steigt eine Angst auf, Angst um ihn, der uns Führer und Vorbild war und der jetzt in die Irre geht.

So schnell es geht, will ich die Kompanie in der befohlenen Weise einsetzen und dann zu ihm zurückeilen.

„Äußere Dinge dürfen uns nie meistern! Nur der heiße Wille in unsrer Brust darf unserm Leben Richtung geben!“ Hatte er nicht selbst so gesprochen, als er uns seine abenteuerliche Fahrt von Afrika zur Westfront erzählt hatte?

Und nun? War der glühende Wille verzuckt? Ließ er sich nun doch unterkriegen? Diese Gedanken durchwogten mich, während ich die Kompanie einsetzte. Nun zurück.

„Melder her!“

Mit den beiden Spielleuten zurück zu den Maschinengewehren. Sie haben sich in einzelnen Nestern eingerichtet.

„Wo ist der Oberleutnant?“

„Da vorn, an dem einzelnen Baum.“

„Und wer ist bei ihm?“

„Er hat nur das MG. behalten, die Leute zurückgeschickt,“ gibt mir der Unteroffizier Antwort.

Ich rücke mein Glas ans Auge. Wahrhaftig, da vorn liegt der Afrikaner allein mit seinem MG. Der Letzte vom Regiment am Feind!

Wenn ich nicht soeben die dunkelste Seite im Buche seiner Seele gelesen hätte, möchte ich das hier für einen seiner tollen Streiche halten, die wir an ihm gewöhnt sind.

Da gellt auch schon eine Serie von Schüssen auf, dann eine kleine Pause. Vom Feinde her zischt Antwort zu uns herüber. Das MG. des Oberleutnants schweigt, hämmert dann einen langen Gurt auf die sich vom Walde lösende Schützenlinie des Gegners, dann bricht der Feuerkampf ab.

„Her! Meine Getreuen!“

Die beiden Spielleute zur Seite, springen wir durch Gras und Lehm bis zu dem einzelnen Baum, in dessen Fallaub halb vergraben das leichte Maschinengewehr steht. Aber auf einmal werden unsre Beine so schwer, daß wir keinen Schritt mehr vorwärts tun mögen.

Neben dem halb zur Seite geneigten Gewehr liegt die ranke Gestalt des Afrikaners lang hingestreckt, das Haupt auf den rechten Arm geneigt. Die Linke umkrampft den Brief, über den das rote Blut hinströmt, als wolle es sich vermischen mit jenem Herzblut aus der Ferne, von dem die Zeilen künden. Und während wir noch bemüht sind, den toten Führer in eine Zeltbahn zu betten, tönen plötzlich vom Feinde her Trompetensignale.

Nicht nur Tietze, dem Hornisten, sondern auch mir ist es, als käme ferne aus unsren eignen Reihen eine Antwort. Aber die Not, die wir hier leiden, läßt uns keine Zeit zur Besinnung.

Während wir den Toten zurücktragen, fällt vom Gegner kein Schuß. Es ist uns gerade, als schwiege der Feind, um unsern Schmerz zu ehren.

Im Vorfeld empfängt uns die Meldung des Bataillons:

„Ab 11 Uhr beginnt ein Waffenstillstand für beide Teile. Jede Kampfhandlung ist streng untersagt!"

Ich sah auf die Uhr. Es war bereits 11 durch.

Siegfried war tot. Die Sonne sank.

Was hat's genützt?



Wir lagen, irgendwo vor Metz, am Lagerfeuer.
Im Rückzug war's, das Regiment zerfetzt
in grauenvollen Schlachten, fiebernd, abgehetzt,
und Frost und Hunger in den müden Knochen.
Vier Jahre Sieger! Und dann *diese* Wochen!!

Wir Leutnants, alle junges Blut, hockten beisammen
und starrten schweigend in die rote Glut der Flammen,
weil uns die Scham in jede Ader kroch:
Besiegte Offiziere und — am Leben noch!

Der Adjutant des Bataillons, der lange Pasche,
liegt brütend über seiner grauen Kartentasche,

folgt mit dem Stift den Weg, den wir genommen,
und ist nun bis an jenen Ort gekommen,
der, vollgestopft mit Truppen, dort im Grunde
im Schlafe liegt in dieser nächt'gen Stunde.
Da stockt der Stift. — Der Treue sinnt und starrt,
ob ihn nicht der Verwechslung Spuk genarrt.
Auf springt er, ballt die Faust und schmeißt den Rest
der Zigarette wütend fort: „Daß dich die Pest ...!"
Vom Lederband sie reißend, wirft der Rasche
Karte und Futteral dann in die heiße Asche,
und lodernd steigt ihm eine wilde Qual
würgend im Halse auf. — Da steht der General
unter den Zweigen, die das Feuer überschatten.
Wir salutieren. — „Danke, meine Herrn, wenn Sie gestatten,
so ist wohl hier noch Platz, um sich zu wärmen?"
Er sieht des langen Pasche bittres Härmen
und spricht in seiner Art: „Nun, Leutnant, Sapperlot,
was schafft ihm denn so plötzlich schwere Not?"

Der lange Pasche reckt sich auf und meistert
die Qual in seinem Blut. Ihm aus den Augen geistert
ein irres Licht. Bleich und mit zagem Munde
weist er auf jenes Dorf im Talesgrunde
und lacht gequält: „Je nun, es ist mal so!
Ha, Exzellenz, das Nest vergeß ich nie,
dicht an der Grenze liegt's, heißt Fremery.

In vierzehn war's, das ganze dritte Korps
stieß von den Höhen dort zum Angriff vor.
August! Die Sonne gleißt! Die Fahnenseide sprüht
uns jauchzend in das Blut Begeisterung

und zwingt auf frohe Lippen uns ein Lied,
die Trommeln wirbeln, und der Hörner Schwung
reißt siegtoll uns tief in den Feind hinein.
»Fest steht und treu die Wacht am Rhein!«
Den Siegessang im Munde, ging's in das Geraufe.
Dort unten, Exzellenz, kriegt ich die Feuertaufe!

Was hat's genützt? — Daß der Fahne Schaft
wir ins Feindesland pflanzten? Er blieb ohne Saft,
unser Sieg verdorrte, verwelkt ist das Laub,
unsre Ehre zertrümmert, zermahlen zu Staub,
unser Heldenlied ist verklungen.
Was hat's genützt? Hier stehen wir bezwungen,
wieder im Tale vor Dorf Fremery —
und morgen? — Gehn wir übern Rhein, bei Nacht,
daß uns die Schande — nicht — erröten macht!"

Dann schweigt der Pasche, und voll Ekel spuckt
er in die Glut, die matt am Holze zuckt.
Die Lippen fest verbissen und die Faust geballt,
hält er sich mühsam nur noch in Gewalt,
und stille ist's in unsrer kleinen Runde.
Vom Dorf her schlägt die elfte Abendstunde,
und aus der Ferne klingt ein matter Schuß.
Der General steht auf, stößt mit dem Fuß
die Scheiter tiefer in die Glut und spricht dann leise:
„Die Nacht ist kühl" — und wendet sich im Kreise —
„Was hat's genützt? — Die Frage mußte sein!
Ich will die Antwort geben, dort am Rhein,
wenn wir zum letzten Mal an seinen Ufern stehn.
Ich wünsche gute Nacht. Auf Wiedersehn!" —

Und anderntags — grad stirbt der Sonne Glut —,
wir starren sinnend in die graue Flut:
Die Letzten von der Rheinwacht stehn am deutschen Fluß!
Da tritt der General zu uns mit knappem Gruß,
und seine Stimme klingt gar seltsam weich:
„Seht, Kameraden, drüben liegt das Reich,
das wir in todesglutdurchwehten Schlachten
bei Tag und Nacht scharfschwertig treu bewachten.
Dafür, Herr Leutnant, litten Sie die Not
und gingen unsre Brüder in den Tod!
— Des Reiches Krone aber sinkt in dieser Stunde
jetzt in den Rhein hinab, zum tiefsten Grunde.
Ich half sie schmieden einst, zum schönsten Lohn
für unsern ersten Kaiser, für Luisens Sohn.
Was hat's genützt? Herr Kamerad?" — Mit einem Mal
wird seine Stimme hart und spitz wie Stahl
und klingt wie höchsten Kampfes wildes Donnerrollen:
„Gerettet ist das Reich! — Es wird nicht untergehn,
solange deutsche Männer noch am Rheine stehn!
Wir haben Mut und Ehre nicht verloren!
Der R e t t e r unsrer F r e i h e i t wird geboren,
wenn wir sie trutzig wiederhaben w o l l e n!"

